

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Kaum war Bernice an dem Hause vorbeigeeilt, als Mrs. Crowl und die Hausfrau herausgestürzt kamen, um sie zu verfolgen.

Flach und die beiden Frauen sprangen der Flüchtigen nach.

Bernice hatte einen kurzen Vorsprung vor ihren Verfolgern und lief wie wahnsinnig. Bei der nächsten Ecke bog sie unwillkürlich ein und gleich darauf wandte sie sich um eine zweite Ecke, ehe ihre Verfolger bei der ersten erschienen.

Planlos lief sie weiter, Gasse um Gasse durchkreuzend, ohne eine andere Absicht zu haben, als eine möglichst große Entfernung zwischen sich und ihre Verfolger zu bringen. Endlich sah sie nichts mehr von ihnen.

Es war ihr, als ob sie viele, viele Meilen gegangen wäre, als sie endlich in eine große, breite, hellerleuchtete Straße kam. Vor dem Fenster einer großen Papierhandlung blieb sie stehen. Es standen mehrere Personen vor den eleganten Schaufenstern, und ein Wagen hielt vor einer der Ladenthüren.

Bernice lehnte sich matt gegen einen Fensterrahmen, halb verborgen unter einem großen, blauen Regenschirm, den ein stattlicher Landmann an ihrer Seite in der Hand hielt.

Da öffnete sich die Ladenthür, und ein Herr und eine Dame traten heraus, gefolgt von einem Commis, der einen Regenschirm über sie hielt.

Der Herr und die Dame waren Lord Chetwynd und Sylvia Monk. Sie waren an diesem Morgen in die Stadt gekommen, wo Miß Monk einige Commissionen zu besorgen hatte; sie hatte den Marquis gebeten, für einige Tage mit ihr nach London zu gehen, und dieser, noch sehr angegriffen von den letzten Ereignissen, hatte eingewilligt. Der Marquis, Miß Monk und Ragen wohnten bei einer Tante Lord Chetwynd's.

Miß Monk hatte den ganzen Nachmittag zu Einkäufen verwendet; sie hatte Lord Chetwynd überredet, sie zu begleiten und jetzt darauf bestanden, ehe sie nach Hause fuhr in diesem Laden ihre Hochzeitskarten zu bestellen.

Das hatten sie soeben gethan, und waren nun im Begriff, zur Tante Lord Chetwynd's zurückzufahren, da die Speisestunde bereits nahe war.

Bernice fuhr mit einem leisen Schrei zusammen, und wurde todtbleich, als sie ihren Gatten und Miß Monk erkannte; sie sah ihnen sehnsüchtig nach, als sie sich dem Wagen näherten.

„Diese neue Art der Trauungskarten ist sehr schön,“ sagte Miß Monk laut genug, daß es Bernice hören konnte. „Ich bin froh, daß wir die unserigen heute bestellten, Rog. Sie werden jetzt Zeit genug zur Ausführung haben. Komm' doch herein, Rog. Warum stehst Du draußen in der Kasse, mein Lieber? Du wirst Dich erkälten.“

Lord Chetwynd hatte mit dem Kutscher gesprochen, und Miß Monk's affektirte Rede war mehr für den Bedienten und den Commis berechnet gewesen. Sie war auch zu Bernice's Ohren und Herz gedrungen.

Der Marquis stieg nach Sylvia's Worten in den Wagen, der Bediente machte den Schlag zu und stieg auf seinen Platz hinauf. Da kam ein anderer Commis aus dem Laden, um noch eine Frage wegen der Karten an die Herrschaften zu stellen. Er wandte sich damit an Miß Monk.

Der Marquis schaute inzwischen aus dem offenen Fenster hinaus. In diesem Augenblicke stieß er einen Schrei aus und wurde gelblich. Dann riß er heftig die Wagenthüre auf und sprang auf die Straße hinaus.

Er hatte in dem hellen Scheine des Ladenfensters ein Gesicht gesehen — das Gesicht seiner verlorenen Bernice. Es war bleich und abgehärtet, aber von engelgleicher Schönheit.

Trotz der Thatsache, daß er sie todt glaubte — daß er ihr Gerippe in dem Sarge gesehen hatte — trotz alledem glaubte er einen Augenblick lang, das Gesicht der lebenden Bernice gesehen zu haben.

Er sprang auf sie zu, aber wie ein Phantom verschwand Bernice in der Menge von Fußgängern.

Er lief ihr eine Strecke nach, er war wie außer sich — seine ganze Seele war in Aufruhr. Er rief sie sogar, ohne auf die Vorübergehenden zu achten, beim Namen, erhielt aber keine Antwort. Er sah sie nicht; sie war verschwunden.

Ueberzeugt, daß sie ihm entkommen sei, kehrte er zu dem Wagen zurück. Miß Monk war voll Angst, Schrecken und übler Laune. Der Marquis setzte sich Sylvia gegenüber und befahl dem Kutscher, nach Hause zu fahren.

„Soll ich glauben, daß Du verrückt geworden bist, Rog?“ fragte Miß Monk in herbem Tone. „Du hast Dich und mich zum Gelächter der Dienerschaft gemacht. Wie kannst Du dieses unartige Benehmen gegen mich entschuldigen?“

Lord Chetwynd athmete tief und schwer und die Farbe kehrte langsam in sein bleiches Gesicht zurück.

„Sylvia,“ sagte er mit heiser klingender Stimme, „ich habe sie gesehen — Bernice!“

Miß Monk stieß einen schwachen Schrei aus.

„Schon wieder!“ leuchtete sie. „Kann man ihr nicht entrinnen? Hat sie uns den ganzen Nachmittag verfolgt, um sich Dir endlich zu zeigen? Du sagst, Du hast Bernice gesehen. Du meinst ihr Gespenst!“

„Nein, sie ist kein Gespenst, sondern ein lebendes Weib! Aber wer ist sie? Ich muß — ich will es wissen! Hättest Du den Ausdruck ihrer Augen gesehen! Sie waren liebevoll, zärtlich, traurig — Bernice's Augen. Ich muß Bisset sehen und ihm sagen, daß die geheimnißvolle Dame, welche meiner verlorenen Gattin so ähnlich sieht, in London ist.“

Miß Monk antwortete nichts, aber sie preßte ihre Zähne hart aufeinander, als sie dachte:

„Und ich werde Gilbert noch diesen Abend zu mir berufen. Ich will ihn auf Bernice's Spur bringen. Warum er sie nur so frei herumlaufen läßt? Oder ist sie ihm vielleicht entflohen? Ich muß es wissen.“

Sowohl Lord Chetwynd als Miß Monk waren während ihrer ganzen Heimfahrt sehr schweigsam. —

Inzwischen wanderte Bernice planlos in den Straßen umher, nicht wissend, wohin sie gehen solle.

Sie hatte Chetwynd aus dem Wagen springen und auf sie zustürzen sehen. Instinktiv schlüpfte sie voll Schrecken unter den Regenschirmen der Vorübergehenden durch und rannte weiter, bis sie zu einer Ecke kam. Sie bog um dieselbe und sah sich in einer ziemlich stillen, menschenleeren Gasse.

Wankend ging sie durch den strömenden Regen weiter. Sie war endlich so müde, daß sie sich auf die Thorfluren eines Hauses setzte. Sie hörte in der Nebenstraße das Wagengerassel; die Uhr einer nahen Kirche schlug Acht — die Speisezeit in Chetwynd-Park.

„Er muß bei seiner Tante zu Besuch sein,“ dachte Bernice, „ich glaube, sie ist jetzt in der Stadt. Sie kommen eben zum Speisen zurecht; jetzt werden sie sich vielleicht schon zu Tische setzen. Wie kalt der Regen ist. Diese Mainacht ist wie im November.“

Lady Chetwynd zitterte und ächzte. Die Deute gingen an ihr vorüber, aber Niemand beachtete sie, oder sprach zu

ihr. Wieder war eine Stunde vergangen, und die Thurmuhr schlug Neun.

Bernice stand auf und taumelte weiter. Nach einer Weile kam sie an einen viereckigen Platz, der ziemlich dunkel und schmutzig war, und das einzige Licht von den Verkaufsläden an seinen vier Seiten empfing. Bernice ging über den Platz und trat in eine schmale Seitengasse ein, deren Fenster fast durchweg dunkel waren. Nur aus dem Erdgeschoß eines Hauses, das offenbar einen Geschäftsladen bildete, strömte heller, verlockender Lichtschimmer.

Unwillkürlich näherte sich Bernice demselben. Das Licht kam aus dem breiten Fenster eines Kuchenbäckerladens. Ueber der Thüre hing ein Schild, auf welchem in goldener Schrift die Worte standen: „Pierre Bongateau, französischer Pastetenbäcker“.

Bernice blieb vor dem Fenster stehen, und schaute hinein.

In dem Fenster standen die verlockendsten Stücke des Kuchenbäckers ausgestellt. Bernice's Blicke glitten über die Kuchen hinweg in das Innere des Ladens. Es war ein helles, freundliches Zimmer, mit Ladentischen zu beiden Seiten.

„Wie angenehm es da drinnen ist,“ dachte Bernice, vergeblich nach einem menschlichen Wesen im Innern des Ladens spähend. „Ich möchte wohl eine Tasse Kaffee haben. Es ist ein französischer Laden, der Eigenthümer heißt Pierre Bongateau. Hieß Fifine nicht Bongateau? Ich glaube. Ihr Vater war ein Kuchenbäcker — vielleicht gehört dieser Laden Fifine's Vater!“

Sie sah mit sehnsüchtigen Blicken in das Zimmer hinein. Ein Frauenzimmer mit einem Korb am Arme eilte an Bernice vorbei und trat in den Laden ein. Wie sie die Ladenthüre aufstieß, ertönte ein starkes Geläute von einer mit der Thüre in Verbindung stehenden Glocke. Ein Mädchen kam aus einem Zimmer hinter dem Laden hervor, um die späte Kundin noch zu bedienen.

Man sah auf den ersten Blick, daß das Mädchen eine Französin war. Sie trug ein enganschließendes, schwarzes Kleid, eine weiße Schürze mit rothen Bändern, und ein kokettes, weißes Häubchen, gleichfalls mit einem rothen Bande. Das dunkle, magere Gesicht unter dem Häubchen, mit den glänzenden, schwarzen Augen und dem lebhaften Ausdrucke kam Bernice bekannt vor.

Es war Fifine, ihr früheres Kammermädchen.

Bernice beobachtete die Französin mit sehnsüchtigem Blicke. Die Kundenschaft ging bald mit einem wohlgefüllten Korbe fort, und Fifine begann die Kuchen mit Glasdeckeln oder Drahtgeflechten zu bedecken.

„Sie wird den Laden bald schließen,“ murmelte Bernice, „und dann werde ich doppelt allein sein. Fifine liebte mich, sie war gutherzig — ich bin furchtbar müde. Ob sie mir für die Nacht ein Obdach geben, ob sie mich verrathen würde? Ich möchte es wagen und hineingehen.“

Unentschlossen stand sie einige Augenblicke da. Hier war Nahrung, Behaglichkeit, Wärme — und sie war bis in's Innerste erstarrt, heimatlos in dem Regen.

Was sollte sie thun? Sie beobachtete Fifine mit aufmerkamen Blicken. Einen Augenblick lang war sie im Begriffe, in den Laden einzutreten; im nächsten bebte sie davor zurück, sich zu verrathen.

Doch bald war diese Frage für sie entschieden. Eine

lärmende Gesellschaft junger Männer bog in die Gasse ein und näherte sich ihr. Als sie die einsame Dame erspähten, trat einer der Männer mit rohem Lachen auf sie zu und bemühte sich, ihr in's Gesicht zu sehen.

„Laß Dich einmal ansehen, kleine Schönheit,“ sagte er. „Was — schüchtern? Hier, Jungens, das ist etwas Neues! Ein wirklich schüchternes Mädchen, obwohl es um diese Stunde allein auf der Straße ist. Bah! Sie verstellt sich nur. Geh mir einen Kuß — und laß Dich von uns nach Hause begleiten!“

Er streckte seinen Arm aus, um sie zu umschlingen. Mit einem erstikten Schrei sprang Bernice von ihm weg und lief in den Laden hinein, wobei die Glocke heftig ertönte.

Fifine wandte sich der Eintretenden zu und schaute zur Thüre hinaus. Sofort begriff sie, was vorgegangen war.

„Sehen Sie sich, Mademoiselle,“ sagte sie sanft und leise. „Die Männer werden bald fort sein. Sie sind hier in Sicherheit.“

Bernice's Gesicht war noch vom Schleier verhüllt; sie schlug ihn zurück und stand bleich in ihrer wunderbaren Schönheit da.

„Fifine,“ sagte sie leise, „man hält mich für todt. Ich weiß es, ich bin verändert, aber erkennen Sie mich nicht?“

Die Stimme wurde schneller erkannt als das liebliche Gesicht. Fifine taumelte keuchend zurück, und im Glauben, ein wirkliches Gespenst zu sehen, stürzte sie mit einem gellenden Schrei ohnmächtig nieder.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Die betrunkenen, jungen Leute, deren Beschimpfungen Bernice veranlaßt hatten, Schuß in dem Laden des Kuchenbäckers zu suchen, gingen weiter, als sie sahen, daß ihr beabsichtigtes Opfer ihnen ent schlüpfte. Niemand in dem Hause wurde von Fifine's Schrei geweckt. Die junge Lady Chetwynd und ihre frühere Dienerin waren ganz allein zusammen. Bernice bemühte sich zuerst, Fifine in's Leben zurückzurufen.

Zuerst ließ sie die Rouleaux an den Fenstern herab, um die neugierigen Blicke der Vorübergehenden auszuschließen. Dann sah sie sich nach Wasser um. Ein Krug stand auf einem Ladentisch, und Bernice schöpfte ein Glas voll Wasser aus demselben, besprengte Fifine's Gesicht damit, rieb ihre Hände und that alles Mögliche, um sie zur Besinnung zu bringen.

Ihre Bemühungen wurden belohnt, indem Fifine langsam zum Bewußtsein kam. Mit einem tiefen Seufzer öffnete die Französin die Augen, schloß sie aber gleich darauf wieder, und kreischte ein zweites Mal gellend auf. Lady Chetwynd beugte sich über die ausgestreckte Gestalt und sagte sanft:

„Still, Fifine. Sie werden mit ihrem Geschrei noch die Polizei herbeiführen. Beruhigen Sie sich. Können Sie nicht verstehen, daß ich Lady Chetwynd bin?“

„O, Himmel! Es ist ein Geist!“ rief Fifine. „Es ist eine Warnung! Ich soll nicht mehr lange in dieser Welt sein! Ich sah mit eigenen Augen, wie meine Lady begraben wurde, und jetzt ist ihr Geist gekommen, um mich zu warnen, daß meine Zeit bald um ist. Weh' mir!“

Bernice mußte unwillkürlich lächeln bei diesen Worten. Sie hatte so seit der Stunde ihres vermeinten Todes nicht

wieder gelacht, aber Fifine's Schaudern und Entsetzen kamen ihr komisch vor.

Da aber Geister in der Regel nicht zu lachen pflegen, so fing Fifine endlich an, daran zu zweifeln, daß ihr Besuch ein Geist sei. Der Verstand der Französin fing an, sich geltend zu machen. Dazu schärfte sich ihr Gedächtniß, und sie erinnerte sich mehrerer Zufälle der letzten Tage in Chetwynd-Park, welche wohl dazu angethan waren, die Thatsache zu bestätigen, daß Lady Chetwynd ihrem Grabe entronnen sei und noch lebe.

„Nun, also Sie sehen, daß ich's bin und kein Geist,“ sagte Lady Chetwynd, als Fifine sich zu erholen begann. „Haben Sie kein freundliches Wort für mich, Fifine? Ich bedarf dringend einer Freundin.“

„Aber — aber ich sah Sie ja begraben, Madame.“

„Ich war nur scheinodt, als man mich in den Sarg legte und mich in die Gruft von Chetwynd brachte. Sie werden sich erinnern — mir sind diese Thatsachen erzählt worden — daß mein Sarg erst zugeschraubt worden ist, ehe man mich in die Gruft trug. Es müssen Luftöffnungen im Sargdeckel gewesen sein, denn ich muß, wenn auch unmerklich, geathmet haben. Und in der ersten Nacht kam Jemand und befreite mich. Sie sehen also, Fifine, daß ich wirklich lebe und kein Gespenst bin.“

„Ja, ja, meine Lady,“ sagte Fifine noch immer zweifelnd. „Natürlich ist's, wie Sie sagen. Eine Dame, wie Sie, würde nicht lügen; und dennoch sah ich noch keinen Menschen aus dem Grabe zurückkommen.“

Und Fifine bekreuzigte sich fromm.

„Und Sie leben wirklich, Madame?“ fuhr sie dann fort. „Es ist wunderbar! Aber wenn Sie wirklich meine Lady sind, wie kommen Sie um diese Stunde hierher — und allein? Wo ist Lord Chetwynd?“

„Fifine, ich sagte Ihnen, daß ich dringend eines Freundes bedürfe. Ich habe nicht einmal für diese Nacht eine Heimath, ein Obdach. Ich hatte nicht die Absicht, Sie aufzusuchen, der Zufall führte mich hierher. Wollen Sie mir für eine Nacht ein Obdach geben und mein Geheimniß bewahren, Fifine? Ich wünsche, daß Niemand, nicht einmal Lord Chetwynd, erfährt, daß ich lebe.“

„Weiß es denn der Lord nicht?“ rief Fifine.

„Nein. Versprechen Sie mir, daß Sie mein Geheimniß bewahren wollen — daß Sie Niemandem sagen werden, daß Lady Chetwynd lebt. Schwören Sie es, Fifine.“

„Ich verspreche, ich schwöre es,“ sagte Fifine in feierlichem Tone. „Aber, meine Lady, ich kann nicht verstehen, wie es kommt, daß Sie leben, ohne daß der Lord es weiß.“

„Ich will es Ihnen erklären. Aber vergessen Sie nicht, daß Sie mir Verschwiegenheit geschworen haben. Doch sind wir auch allein?“

„Ja, meine Lady, wir sind ganz allein im Hause. Meine Eltern sind in's Theater gegangen, und ich hüte einstweilen für sie das Haus. Ich bin wieder Kammermädchen, aber meine Herrin ist heute Abend in der Oper, und ich darf bis elf Uhr hierbleiben. Sie können offen sprechen, meine Lady — Niemand wird uns hören.“

Das Mädchen schaute sich noch immer mit einer gewissen Scheu und Furchtsamkeit um, welche Lady Chetwynd wohl bemerkte.

„Ich sehe, Fifine,“ sagte sie, „daß Sie selbst jetzt noch nicht recht glauben, daß ich kein Gespenst bin. Scheint es

denn gar so unmöglich, daß ich scheinodt begraben wurde? Ich weiß, daß es seltsam und unwahrscheinlich klingt, aber es ist wahr, und ich bin nicht die erste Person, die im Scheintode begraben wurde. Eine Person allein ahnte, daß in mir noch der Lebensfunke schlummere, und diese Person war Mr. Monk."

"Wirklich? Und Mr. Monk befreite Sie, meine Lady?"

"Ja, Fifine. Ich war lange Zeit darauf nicht recht bei Gedanken, und er nahm eine Frau an, die mich pflegte; er war gut und zärtlich wie ein Bruder. Lord Chetwynd eilte gleich nach meinem Begräbniß aus England fort, ohne eine Spur zu hinterlassen, und während der langen fünfzehn Monate, die zwischen dem Begräbniß und dem vergangenen März lagen, trug Mr. Monk Sorge für mich, bot mir ein Dacheim und beschützte mich. Als Lord Chetwynd nach Hause zurückkehrte, ging ich heimlich nach Chetwynd-Park, zog das Kleid an, in welchem ich begraben worden war, und erschien als mein eigenes Gespenst. Ich that es, weil ich es nicht wagte, mich gleich zu erkennen zu geben. Ich war durch ein Mr. Monk gegebenes Versprechen so lange gebunden zu schweigen, bis er mir die Erlaubniß giebt, mich zu zeigen und meine Geschichte zu erzählen. Ich kam als Gespenst und schaute zu Lord Chetwynd hinein. Es war am Abend seiner Rückkehr und — er — er machte Miß Monk eben eine Liebeserklärung!"

"Der Undankbare!" murmelte Fifine. "Und Sie, meine Lady, waren vergessen?"

"Das ist das rechte Wort — vergessen! Es ist für mich das traurigste Wort in der Welt, Fifine. Er glaubte mich todt — er küßte sie, er nahm sie in seine Arme und rief sie bei den Namen, die er früher mir gegeben hat. Ich bin todt für ihn!"

"Die Männer sind alle gleich, meine Lady," sagte Fifine, sich mit ihrer weißen Schürze die Augen trocknend. "Lord Chetwynd ist wie die Andern. Gernern Sie sich, meine Lady, daß ich Ihnen am Tage unserer Ankunft in Chetwynd-Park sagte, daß Miß Monk Seiner Lordschaft erste Liebe gewesen sei? Ich habe von der guten Haushälterin gehört, daß Lord Chetwynd schlecht an Miß Monk gehandelt hatte und sie wegen eines Liebeskreites verlassen habe, aber daß sie sich gegenseitig noch grenzenlos lieben! Ach, Madame, was soll man sagen? Wahrheit und Beständigkeit existiren nicht mehr. Und er liebte sie zuerst, und liebt sie immer. Die erste Liebe stirbt nicht."

"Sie werden bald heirathen, Fifine, sie sind in London und haben heute schon Hochzeitskarten bestellt."

"Ich würde dem Einhalt gebieten, meine Lady," rief Fifine aus, "ich würde mich nicht arm und heimatlos hinausstreiben lassen und gestatten, daß dieses Weib meinen Platz einnimmt. Ich würde meine Rechte in Anspruch nehmen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, meine Lady. Ich würde nach Chetwynd-Park gehen und dort Besitz ergreifen!"

"Um keinen Preis, Fifine," sagte Bernice schauernd. "Er würde wünschen, daß ich wirklich gestorben wäre, denn er hat aufgehört, mich zu lieben, seine Seele lebt nur in ihr. Die Einladungskarten für seine Hochzeit werden schon angefertigt, die Heirath wurde in den Zeitungen bereits angekündigt und jeder Standal würde ihn jetzt ärgern und ihn öffentlich blamiren. Ach, Fifine, ich werde ihn seiner Liebe überlassen. Ich bin jetzt einfach Miß Gwyn, und es ist besser, daß ich mich selbst erhalte," setzte sie hinzu, da das

Zartgefühl ihr verbot, ihrer Dienerin von Gilbert Monk's Liebesanträgen zu sagen. "Ich habe es bereits versucht und werde es wieder versuchen, eine Stelle als Erzieherin zu bekommen. Ich habe aber jetzt kein Geld und bin obdachlos."

"Nicht obdachlos, so lange Fifine lebt, meine Lady. Ich will Ihr Geheimniß bewahren, und keine Macht der Erde soll es mir entreißen," rief die Französin pathetisch aus. "Ach, meine Lady, Sie waren so gut gegen mich, und das kann ich nicht vergessen. Ich wollte, ich könnte wieder mit Ihnen leben, obwohl ich jetzt eine gute Herrin habe. Sie sollen hier bleiben, meine Lady, bis Sie eine Anstellung gefunden haben. Mein Zimmer hier ist unbenutzt, und Sie sollen es haben. Meine guten Eltern brauchen nicht zu wissen, wer Sie sind, meine Lady. Ich will Sie als Miß Gwyn, eine ehemalige Bekannte von mir vorstellen. Ist's Ihnen so recht?"

"Mir ist Alles recht, Fifine. Sie bieten mir Trost!"

"Und Sie bedürfen des Trostes, meine arme Lady," sagte Fifine, sich die Augen wischend. "Hat es denn je einen solchen Schmerz und solche Verzweiflung gegeben? Ach, meine Lady, der falsche Gatte soll Sie nicht hier finden. Vielleicht kann ich Ihnen eine Stelle als Gesellschafterin verschaffen," sagte sie dann, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, "und in dieser Stellung könnte ich Ihnen noch im Geheimen dienen. Meine Herrin sucht seit einem Monat eine Gesellschafterin. Sie möchte eine junge Dame haben, die singen, Klavierspielen und in fremden Sprachen hübsch vorlesen kann, eine feine, junge Dame, die sie auch als solche behandeln will, denn trotz ihres scheinbar kalten, stolzen Wesens besitzt sie ein wahrhaft edles und gutes Herz. Ich will Sie ihr als Miß Gwyn, meine frühere Herrin in schlechten Vermögensverhältnissen, vorstellen, und sie setzt solches Vertrauen in mich, daß Sie gewiß gern aufgenommen werden."

"O, Fifine, wenn Sie mir diese Stelle verschaffen könnten! Ich komme mir so verloren, so hilflos, so ausgestoßen in dieser großen Welt vor! Wer ist Ihre Herrin?"

"Lady Diana Northwick, Madame. Sie ist eine berühmte, viel umworbene Schönheit, doch kalt wie Eis. Sie wird bald heirathen — sobald sie zwischen zwei Freiern gewählt hat, die sie mit ihren Bewerbungen fast verfolgen," sagte Fifine lebhaft. "Einer ist Lord Tentamour, der schon Jahre lang um sie wirbt und vor Eifersucht fast wahnsinnig ist. Manches Goldstück ist in meine Hand gewandert für Blumen oder Briefchen, die ich ihr von ihm überbringen mußte. Aber meine Lady hat noch einen anderen Freier, der giebt mir aber nie Goldstücke. Er ist ein großer, schöner, sehr vornehm aussehender Herr, ein Gelehrter und Reisender Mr. Tempest, und obwohl er keinen Titel hat und nicht schmeichelt, gefällt er mir doch sehr gut. Ich weiß nicht, welchen von Beiden meine Lady wählen wird, glaube aber, Lord Tentamour hat die meisten Aussichten. Ach, wie ich in's Schwärzen gerathe! Und Sie sind so erschöpft, meine Lady! Ich will mit Lady Diana noch heute sprechen und morgen sollen Sie in Ihrer neuen Heimath sein."

"Ich werde Ihre Güte nie vergessen, Fifine. Ich fühle mich hier so sicher, so geborgen —"

"Ich werde Ihnen eine Tasse Kaffee geben, meine Lady," sagte die Französin. "Kommen Sie in das kleine Hinterzimmer!"

Fifine führte ihre frühere Herrin in das bezeichnete

Zimmer, in welchem Wachskerzen brannten und eine gewisse Behaglichkeit herrschte. Bernice sank in einen Lehnstuhl, welchen Fifine zu einem Tisch zog, dann eilte die Letztere geschäftig hin und her, und bereitete einen starken, kräftigen Kaffee. Bald brachte sie diesen der jungen Marquise, die ihn gierig austrank.

„Ich möchte wissen,“ sagte Fifine gedankenvoll, „ob Lord Chetwynd nicht ahnt, daß Sie leben, meine Lady.“

„Er ahnt es vielleicht, aber er darf es nie erfahren. Ich bin nach dem englischen Gesetze jetzt nicht seine Frau. Scheintod, Begräbniß und Gefangenschaft heben jede Heirath auf,“ sagte Lady Chetwynd traurig.

Fifine hatte die Antwort ihrer früheren Herrin fast theilnahmslos vernommen. Ein anderer Gedanke schien sie zu beherrschen.

„Neulich war ein Herr bei mir,“ sagte sie gedankenvoll, „welcher mich dringend zu sprechen wünschte. Und denken Sie nur, meine Lady, er wollte wissen, in welchem Kleide Eure Ladyschaft begraben wurden und ob der Spitzenbesatz in dem einen Aermel fein gesteppt war. Natürlich war er's! Ich habe ja selbst den Riß sehr fein ausgebessert. Er brachte mir das Kleid und ich erkannte es; aber was hatte das Alles zu bedeuten? Hier liegt ein Geheimniß zu Grunde, das mich schon viel Nachdenken gekostet hat und durch Ihr Erscheinen plötzlich eine besondere Bedeutung für mich bekommen hat.“

„Ich weiß nicht, wer es sein kann, der Ihnen das Kleid brachte,“ sprach Bernice matt lächelnd; „das Kleid, das ich, als ich das letzte Mal im Park war, dort in sicherem Versteck zurückließ. Sie haben es also gefunden! Ach, die alte Ragen muß den Mann zu Ihnen geschickt haben,“ sagte Bernice, plötzlich erblickend; „dieses Weib hat zweimal versucht, mir das Leben zu nehmen. Sie hat das Kleid gefunden und den Mann beauftragt, mich zu suchen.“

„Sie können Recht haben, meine Lady, denn meine Mutter sagte mir, daß schon zweimal ein häßliches, unheimliches, altes Weib dagewesen ist, das sonderbare Fragen stellte und durchaus ein Zimmer hier mietzen wollte. Sie wollte durchaus erfahren, ob meine Mutter eine junge Dame hier in der Wohnung habe, und blieb mehrere Stunden in dem Laden und bewachte die Thür des Zimmers, wie eine Katze eine Maus bewacht. Meine Mutter hielt sie für verrückt. Ich konnte mir nicht erklären, wer sie sei, aber jetzt möchte ich schwören, daß es die Ragen war.“

„Sie wird wieder kommen, denn sie ist grausam wie eine Tigerin, die nach meinem Blute dürstet. Fifine, versprechen Sie mir um des Himmels willen nochmals, daß Sie mein Geheimniß bewahren werden, daß Sie nicht einmal Lord Chetwynd verrathen wollen, daß ich lebe. Versprechen Sie es!“

„Ich schwöre es, daß ich Ihr Geheimniß bewahren will, meine Lady, bis Sie mir selbst gestatten, zu sprechen!“ sagte Fifine feierlich. „Ich will nicht einmal meinen Eltern oder meiner Herrin verrathen, wer Sie sind.“

„Dann müssen Sie aufhören, mich Lady zu nennen, Fifine. Ich bin nur Miß Gwyn — Miß Bernice Gwyn können Sie mich nennen. Vielleicht werde ich auch noch den Namen Bernice ablegen müssen.“

Fifine trat näher und räumte die leere Tasse weg. Dann ergriff sie Lady Chetwynd's Hand, küßte diese zärtlich und gelobte noch einmal, das Geheimniß ihrer jungen Herrin

zu bewahren und sie nach ihren besten Kräften zu schützen und zu befreunden.

Man hörte jetzt draußen das Rollen schwerer Holzladen.

„Es ist mein Vater,“ sagte Fifine; „er schließt die Fensterläden von außen. Meine Eltern sind aus dem Theater gekommen und ich muß nun bald zu meiner Herrin nach Hause gehen. Ich werde nur noch warten, bis ich Sie der Obhut meiner Mutter anempfohlen habe, meine Lady.“

Die Thüre wurde aufgestoßen, und die Glocke schellte heftig. Fifine's Eltern waren nach Hause gekommen. Lady Chetwynd stand auf, nahm ihren Hut und wartete auf ihr Eintreten. Fifine ging ihnen entgegen und benachrichtigte sie, daß sie einen Gast bekommen hätten.

Dreihundfünzigstes Kapitel.

Bernice zitterte vor Furcht und Angst, als der französische Pastetenbäcker und seine Frau in das kleine Zimmer hinter ihrem Laden eintraten. Sie wußte, daß ihr Schuß für diese Nacht und ihre Aussichten, die Stelle bei Lady Diana Northwic zu erhalten, von dem Empfange abhingen, den sie bei den Eltern Fifine's erhielt.

„Komm' herein, mein Vater — komm' herein, meine Mutter,“ sagte Fifine geschwätzig, „ich habe eine Ueberraschung für Euch, ich habe für die Nacht Jemand in Miethe genommen. Es ist Miß — Miß Gwyn, eine ehemalige Herrin von mir. Miß Gwyn — Monsieur und Madame Bongateau, meine guten Eltern.“

Monsieur Bongateau unterdrückte einen Blick des Erstaunens und verneigte sich tief vor „Miß Gwyn“. Madame Bongateau machte einen ehrerbietigen Knicks vor ihr.

„Ich kann mich Ihres Namens nicht erinnern, Miß Gwyn,“ sagte der Kuchenbäcker in gastfreundlichem Tone, „aber ich heiße Sie willkommen unter meinem Dache und biete Ihnen freudig Alles an, was ich zu vergeben habe Bitte, nehmen Sie Platz.“

Bernice saßte sich wieder und Fifine war ihrer Mutter beim Auskleiden behilflich.

Beide Eltern Fifine's gefielen Bernice auf dem ersten Blick.

„Wann warst Du bei Miß Gwyn, Fifine?“ fragte Madame Bongateau, sich setzend. „Ich erinnere mich ihres Namens nicht.“

„Miß Gwyn lebte in dem Hause, wo ich früher war,“ sagte Fifine, „ich bediente sie. Sie war mir eine gute Herrin und ich liebe sie, meine Mutter. Sie ist jetzt im Unglücke; sie hat ihre Angehörigen verloren und ist gezwungen, sich allein ihr Brod zu verdienen. Ich werde mich noch heute bemühen, sie bei Lady Diana Northwic als Gesellschafterin unterzubringen. Ich wünsche, daß Miß Gwyn mein Zimmer bewohnt und während ihres Aufenthaltes mit der größten Aufmerksamkeit behandelt wird.“

„Sie soll Alles haben, die arme, junge Dame,“ sagte Madame Bongateau. „Wir und unser Haus stehen ihr zu Diensten.“

„Ich muß noch etwas erwähnen,“ sagte Fifine in einiger Verlegenheit. „Meine Lady — ich meine Miß Gwyn — hat Feinde und die suchen sie. Sie werden vielleicht hierher kommen. Halte ihren Aufenthalt hier im

Hause geheim, laß sie von Niemand gesehen werden. Wenn Jemand fragt, ob sie hier ist, leugne es oder führe ihn irre."

Madame Bongateau warf einen scharferen Blick auf Bernice, möglicherweise mit dem Verdachte, die junge Dame sei ihren Angehörigen fortgelaufen; aber ein Blick in das unschuldsvolle, liebliche Gesicht Bernice's verbannte augenblicklich diesen Verdacht. Bereitwillig versprach sowohl sie als ihr Gatte strengste Verschwiegenheit.

"Gott verhüte," sagte der kleine Kuchenbäcker feierlich, "daß wir das in uns gesetzte Vertrauen verrathen. Kein Preis der Welt wäre im Stande, mir das Geheimniß zu entlocken, daß Miß Gwyn einstweilen unter meinem Dache Schutz gesucht hat. Seien Sie ruhig, Miß Gwyn; Ihre Sicherheit ist uns heilig."

Der Ton dieser etwas pathetischen Worte war sehr ehrlich und aufrichtig, und Bernice fühlte, daß sie Fifine's Eltern vertrauen konnte. Es erfüllte endlich ein wohlthuendes Gefühl der Sicherheit ihre Seele. Furcht und Zweifel schwanden — sie hatte Schutz und Freunde gefunden; sie war sicher vor ihren Feinden.

Fifine machte frischen Kaffee für ihre Eltern, und ein einfaches Abendbrod wurde eingenommen, an welchem Lady Chetwynd Theil nahm. Nach dem Abendessen führte sie Fifine in ein kleines Zimmer im ersten Stockwerk, welches, wenn sie zu Hause war, von ihr bewohnt wurde.

"Meine Lady," sagte sie bescheiden, "Sie werden mir die Ehre erweisen, meine Kleider als die Ihrigen zu tragen. Im Uebrigen sind Sie hier geborgen. Ich will meine Eltern nochmals vor Ihren Feinden warnen. Und nun, gute Nacht!"

Sie nahm Lady Chetwynd's weiße Hand und küßte sie; aber Bernice neigte sich zu ihr und küßte Fifine's Wangen so dankbar, daß das Mädchen darüber weinte.

Fifine ging bald darauf fort, und Lady Chetwynd legte sich zu Bette und schlief gleich ein.

Es war schon spät, als sie am anderen Morgen erwachte. Sie stand auf und zog die Kleider an, welche Fifine für sie zurechtgelegt hatte. Sie hatte ihre Toilette kaum beendet, als Madame Bongateau leise an die Thüre klopfte.

Die Frau begrüßte ihren Gast sehr freundlich, fragte, wie Bernice geschlafen habe und wie sie sich diesen Morgen befinde. Nachdem die Marquise diese Fragen befriedigend beantwortet hatte, sagte die Frau:

"Es ist unten viel angenehmer als hier, Mademoiselle. Wenn Sie Ihr Frühstück eingenommen haben, so kommen Sie zu uns hinab. Es ist sehr kühl und regnerisch und da habe ich ein wenig geheizt, um es behaglicher zu machen."

Bernice versprach zu kommen, und ihre Wirthin entfernte sich. Sie aß darauf ihr Frühstück und ging dann in das kleine Zimmer hinter dem Laden hinab, welches wirklich sehr behaglich und freundlich war. Es herrschte eine zierliche Nettigkeit in dem Zimmer, und Bernice setzte sich mit zufriedener Miene vor den Ofen.

Sie las in den Zeitungen, welche man ihr brachte, und war viel allein, denn Madame Bongateau wurde sehr häufig in den Laden hinausgerufen.

Gegen Mittag servirte dieselbe ein einfaches Gabelfrühstück, welches Bernice mit großem Appetit verzehrte.

Nach der Mahlzeit saß Bernice wieder allein mit der Zeitung in der Hand, als die Ladenglocke ertönte und ein Mann in den Laden eintrat, der in diesem Augenblicke fast ganz leer war. Es waren nur Fifine's Eltern da, welche hinter einem Ladentische standen, und Bernice hörte, wie der Fremde sich demselben näherte und das würdige Paar mit einer Stimme anredete, die sie auf's Heftigste erschreckte.

Es war die Stimme Gilbert Monk's.

"Guten Morgen," sagte Monk höflich. "Sie sind die Eltern einer gewissen Fifine Bongateau, die früher in Chetwynd-Park in Sussex lebte?"

Madame Bongateau bejahte höflich.

"Ist Fifine zu Hause?" fragte Monk mit einem scharfen Blick gegen das Nebenzimmer.

"Nein, Monsieur," entgegnete Madame Bongateau in überraschtem Tone. "Wir sind nicht reich und Fifine zieht es vor, sich ihr Brod selbst zu verdienen, sie ist Kammermädchen bei einer noblen Dame."

"Bei welcher Dame?" fragte Monk.

"Verzeihen Sie, mein Herr, aber welches Interesse haben Sie an unserer Fifine?" fragte Monsieur Bongateau.

"Ich bin Lord Chetwynd's Stiefbruder," sagte Monk, "und möchte Fifine unverzüglich sehen."

"Meine Tochter darf keine Besuche empfangen," sagte der kleine Kuchenbäcker in ausweichendem Tone. "Am Sonntag wird sie zu Hause sein, dann können Sie Fifine sehen."

Es entstand eine kleine Pause, während welcher Monk es versuchte, seine Enttäuschung zu verbergen. Dann sagte er in leisem, vorsichtigem Tone, aber dennoch deutlich genug, daß Bernice Alles hören konnte:

"Ich kann Ihnen wohl auch sagen, was mich hierher führt, Monsieur. Ich suche eine junge Dame, die ihren Angehörigen entflohen ist. Da sie kein Geld hat, glaubte ich, sie sei vielleicht zu Fifine geflüchtet, die sie früher bedient hat. Ist sie hier?"

"Wen suchen Sie denn, Monsieur?" fragte Madame Bongateau vorsichtig.

Monk zögerte mit der Antwort.

Bernice lauschte mit angehaltenem Athem. Wie, wenn ihre neuen Freunde sie Monk überlieferten?

"Ich will lieber sterben, als mit ihm gehen," sagte Bernice verzweifelt zu sich selbst.

Monk fuhr fort, zu überlegen. Er war nicht vorbereitet, seine ganze Geschichte zu erzählen, noch zu gestehen, wer Bernice war. Mit geheuchelter Offenheit sagte er endlich:

"Die junge Dame ist als Miß Gwyn bekannt. Sie hat vielleicht einen anderen Namen angenommen oder giebt sich für eine noble Dame aus. Sie war krank und ist noch nicht ganz klar im Kopfe. Es ist nothwendig, daß ich sie gleich finde und nach Hause bringe. Ist sie hier bei Ihnen?"

"Wir nehmen keine Miethsleute, Monsieur," sagte Madame Bongateau etwas hochmüthig. "Wir bedauern, daß wir Ihnen keinen Aufschluß über Miß Gwyn geben können; aber Sie werden sie schon anderswo suchen müssen."

"Ist sie wirklich nicht hier im Hause, Madame?" fragte Monk scharf.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Handelshaus.

Eine Erzählung von J. Ewald.

(Fortsetzung.)

„Dafür sollen Sie Dank haben, junger Mann“, sagte Carstensen, welcher bei dem Gedanken, daß seine Wünsche vielleicht in Erfüllung gehen könnten, sehr heiter wurde. „Laßt uns darauf trinken! Aber was will der Grossirer von meiner Tochter?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen; er sandte mich nur mit dem Bescheide hierher, daß er sie zu sehen wünsche und wie es schien, so schnell als möglich.“

„So gehe nur mein Kind und höre, was der Mann von Dir will; wenn Du gleich gehst, kannst Du zu Mittag wieder hier sein. Du kannst ja mit Herrn Adam gehen, der Dich wohl gleich zu dem Grossirer geleiten wird; Sie genießen sich wohl nicht, mit einem jungen Mädchen zu gehen?“ —

„Nein, keineswegs“, sagte Adam, „und um Ihnen das zu beweisen, bitte ich Fräulein Carstensen, mir Gesellschaft zu leisten.“

„Ich möchte am liebsten bis heute Nachmittag warten, Vater; ich habe hier eine Näherlei, die fertig sein soll.“

„Ach was“, polterte der Steuermann, „wozu die Grillen! Die jungen Mädchen machen doch immer Einwendungen, immer wollen sie das Gegentheil. Nach nun, daß Du fortkommst und vergeude nicht die Zeit mit Reden.“

Als Laura sah, daß kein Ausweg möglich war, machte sie sich fertig und ging mit Adam.

„Wenn ich gewußt hätte, daß es Ihnen so zuwider sei, mit mir zu gehen, würde ich leicht eine Entschuldigung gefunden haben, aber das Wort ent schlüpfte meinem Munde, ehe ich es selbst wußte,“ sagte Adam unterwegs zu dem Mädchen.

„Ich habe natürlich nichts dagegen, mit Ihnen zu gehen, Herr Adam,“ entgegnete Laura.

„Aber gleichwohl wollten Sie lieber allein gehen; ich glaube, Sie haben etwas gegen mich, und das habe ich doch nicht verdient.“

„Weshalb sollen wir fortfahren, von Dingen zu reden, die sich nun einmal nicht ändern lassen?“

„Und weshalb sollten sie sich nicht ändern lassen?“

„Weil es nicht an mich ankommt, weil ich Anderen Rechenschaft abzulegen habe, weil — aber weshalb wollen Sie fortfahren, Herr Adam, da Sie doch sehr gut wissen, daß ich Ihnen nicht anders antworten kann, als ich thue.“

„Ist es bloß, weil Sie fürchten, nicht Ihres Vaters Einwilligung zu erhalten? Dann geben Sie mir nur die Erlaubniß und ich werde sie von ihm verlangen.“

„Nicht um Alles in der Welt“, sagte sie, erschreckt bei bet dem bloßen Gedanken. „Wenn Sie jemals mit ihm darüber sprächen, würden Sie mich nie mehr sehen.“

„Ja, was soll ich denn thun?“ fragte er misanthropisch. „Selbst wollen Sie mir keine Antwort geben, weil Sie sagen, daß Sie das nicht können, da Sie von der Einwilligung Ihres Vaters abhängig sind, und wenn ich Sie dann bitte,

mit Ihrem Vater reden zu dürfen, verweigern Sie mir das auch; was soll ich da thun?“

„Mich ganz aufgeben, Herr Adam; das wird das Beste für Sie selbst und für mich sein. Wenn Sie nur nachlassen, daran zu denken, so werden Sie es nach und nach vergessen und sowohl sich selbst, als mir manche Sorge ersparen.“

„Wenn Sie so reden, Laura, sagen Sie mit deutlichen Worten, daß ich Ihnen ganz gleichgültig bin und daß Sie wünschen, daß ich, je eher, desto lieber, meiner Wege gehen soll.“

„Sie sind sehr ungerecht gegen mich“, sagte sie weinend, „und brauchten sich doch nur in meine Stelle zu setzen, dann würden Sie anders denken und reden. Sie sind mir ein lieber Freund, das wissen Sie, und nächst dem Vater steht keiner meinem Herzen näher, als Sie. Gott weiß, daß ich gekämpft habe, um meine Ueberzeugung fest zu halten, wenn Sie früher mit mir geredet haben; aber ich kann Ihre Wünsche nicht erfüllen, ohne ein großes Unrecht sowohl gegen den Vater, als gegen Sie und mich selbst zu begehen. Ich kann Ihnen nicht anders antworten, als ich Ihnen geantwortet habe. Vielleicht ändern sich die Zeiten und Verhältnisse, wenn wir es am wenigsten denken, — aber jetzt dürfen Sie nicht das Unmögliche von mir verlangen.“

„Darf ich in Ihren letzten Worten eine, wenn auch noch so schwache, Hoffnung sehen, daß ich Ihnen dereinst etwas mehr werden könne, dann werde ich nicht mehr davon reden, ehe die Zeit kommt.“

„Ja, wenn Sie das wollen?“

„Nein, nicht wenn ich es will! Wollen Sie mir selbst sagen, daß ich eine Hoffnung darin sehen darf?“

„Nun wohl denn, wenn es nicht anders sein kann, das mögen Sie; aber das ist nicht etwa ein Versprechen. Das darf ich nicht geben und Sie dürfen es nicht verlangen.“

Sie hatte bei den letzten Worten ihre Hand auf seinen Arm gelegt, um ihn zu beruhigen; er blieb stehen und sah sie an.

„Ich liebe Sie mehr, als jemals, Laura,“ sagte er, „aber ich gelobe Ihnen, nicht mit Ihnen darüber zu reden, ehe Zeit und Verhältnisse sich geändert haben — wie sie sagen — Nun dürfen Sie nicht verweint aussehen, wenn Sie zum Grossirer hinein kommen.“ —

„Ich will Ihnen zumuthen, mir einen Dienst zu erweisen, mein kleines Fräulein Carstensen“, sagte Frank, als diese in sein Zimmer getreten war. „Setzen Sie sich auf's Sopha. Sie erinnern sich wohl noch meiner Tochter Frieberike? — Ja, das konnte ich wohl denken; Sie waren ja früher ihr Spielfkamerad, und deshalb habe ich mich gerade an Sie gewandt. In der letzten Zeit ist sie so ernst geworden, oder wie ich es nennen soll — gerade herausgesagt, sie hat ihren ganzen Humor verloren; vielleicht könnte es eine Veränderung bewirken, wenn Sie uns öfter besuchen und mit ihr von alten Zeiten sprächen und was sie sonst erdenken könnten; das verstehen Sie ja besser, als ich.“

Laura, die am wenigsten eine solche Zumuthung, zumal von dieser Seite, erwartet hatte, wollte nicht gleich, was sie antworten sollte.

„Ist dem Fräulein nicht irgend etwas Unangenehmes begegnet, Herr Grossfuxer?“ fragte sie nach einer kurzen Pause; „ich kann sonst nicht begreifen, wie sie auf einmal ihren Humor verloren haben sollte.“

Diese sehr natürliche, aber etwas diplomatische Frage setzte den Grossfuxer einen Augenblick in Verlegenheit, aber er verbarg dieselbe und sagte: „Vielleicht kann sie die eine oder die andere kleine Widerwärtigkeit gehabt haben; aber darum brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Das Einzige, warum ich Sie bitte, ist, sich zu bemühen, ihr ihre gute Laune wieder zu verschaffen; Sie brauchen ihr aber nicht gerade mitzutheilen, daß ich Sie zu diesem Zwecke kommen ließ.“

„Es wird mir unendlich lieb sein, meine alte Spielkameradin wieder zu begrüßen“, antwortete Laura, deren zärtliches mitfühlendes Gemüth ihrem hübschen Gesicht einen eigenen Reiz gab.

„Hier bringe ich Dir eine alte Bekannte“, sagte Frank, indem er Laura in das Zimmer seiner Tochter führte. „Kennst Du sie?“

Friederike sah einen Augenblick fragend auf die Fremde, als ob sie nach alten Erinnerungen suche; an ihrem Mienenspiel konnte man sehen, daß dies gelinge und auf einmal flog sie auf das fremde Mädchen zu und umarmte es.

„Das ist ja Laura Carstensen“, rief sie endlich aus. „Wie hübsch Sie geworden sind! Du hättest mir keinen lieberrn Besuch bringen können, Vater.“

„Mein Mittel wird wirken“, sagte Frank zu sich selbst, als er in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt war, und damit vertiefte er sich aufs neue in seine Rechnungen.

Friederike war an diesem Tage wie verwandelt; Laura's Gegenwart rief viele alte Erinnerungen wach und ehe sie es dachten, war es Mittag geworden; Laura sollte auf jeden Fall bleiben und als sie sagte, es sei ihres Vaters Ordre, daß sie zu Mittag zu Hause sein solle und daß nicht mit ihm zu spaßen sei, wirkte Friederike leicht beim Vater aus, daß ein Vote hingesendet wurde, um die Erlaubniß zu erbitten, bis zum Abend bleiben zu dürfen.

Beim Mittagstisch bemerkte Frank mit Freuden, wie verändert Friederike sei, wie es ihm denn auch auffallend war, daß das fremde Mädchen einen Takt in seinem Auftreten und eine Wohlgezogenheit besaß, welche es eigentlich auf gleiche Stufe mit seiner eigenen Tochter stellte. Keiner würde ihn indeß vermocht haben, dies einzuräumen, dazu hatte er eine zu eingewurzelte Anschauung über den Unterschied zwischen einer reichen Grossfuxer- und einer armen Steuermannstochter, sich selbst mußte er es aber gestehen.

Natürlich war Laura ihm nur ein Mittel zur Erreichung seines Zwecks und je brauchbarer das Mittel sich zeigte, desto besser.

In Wahrheit war Laura Carstensen ein einnehmendes Mädchen und was ihr vielleicht an „Gelehrsamkeit“ mangelte, hatte die Natur in vollstem Maße ersetzt. Sie besaß eine persönliche Liebenswürdigkeit, die sofort einen Jeden für sie einnahm, und einen gewissen natürlichen Takt, welcher sie sich in allen Verhältnissen zurecht finden ließ.

„Können Sie sich erinnern, Laura, als ich Sie zwingen wollte, die steile Treppe draußen hinter dem Backhause hinauf-

zukriechen?“ fragte Friederike, während sie sich über ihre Kindersstreiche unterhielten.

„Ich kam auch ein Stück hinauf“, erwiderte Laura, „da aber wurde mir bange und ich wagte mich nicht wieder hinunter —“

„Bis Nicolai kam und ihnen half“, fügte Friederike hinzu, ehe sie sich besinnen konnte, und erröthete.

„Ich glaube nicht, daß Sie jetzt so dreist sind, wie Sie damals waren“, versetzte Laura, welche Friederike's Verlegenheit nicht bemerkte. „Sie wagen jetzt gewiß nicht mehr, allein hinunter zum Boote zu gehen und dasselbe in den Kanal hinauszurudern.“

„Hat meine Tochter Boote im Kanal gerudert?“ fragte Frank verwundert. „Das ist ja eine schöne Geschichte, von der ich niemals etwas gehört habe.“

„Nun plaudere ich wohl aus der Schule“, sagte Laura, „aber das ist ja so lange her, daß der Herr Grossfuxer gewiß nicht böse darüber werden.“

„Ihr habt derzeit die Poffen wohl ziemlich weit getrieben“, entgegnete er lachend; „nun sind ja aber diese Zeiten vorbei. — Es muß wohl in den Naturen liegen“, sagte er zu sich selbst, als er wieder hinunter in's Comptoir ging, — sonst kann ich nicht begreifen, woher ein solches junges Mädchen dieses Wesen herbekommt. Sie ist ja förmlich wohl-erzogen.“

Zufrieden gestellt durch diese Erklärung vertiefte sich Frank abermals in unendliche Zahlenreihen.

Als Laura am Abend von Friederike Abschied genommen hatte und ein paar Schritte auf die Straße hinausgekommen war, wurde sie von dem jungen Herrn Nyssow bemerkt, der sich beständig umhertrieb und die Stadt in Augenschein nahm. Er hatte sie nicht aus der Pforte des Hauses herauskommen sehen und ahnte nicht im Mindesten ihr Verhältniß zum Grossfuxer und seiner Tochter; daß sie gut ausseh, war ihm ein hinreichender Grund, sich mit ihr einzulassen und als er ihr eine Strecke Weges gefolgt war, erbat er sich die Erlaubniß, ihr ferner zu folgen.

Laura antwortete nicht, aber eilte, so schnell sie konnte, weiter, in der Hoffnung, daß ihr Verfolger seine Zubringlichkeit aufgeben würde; aber diese Hoffnung war vergebens, er folgte ihr bis zu ihrer Wohnung und als sie in die Straßenthür hinein bog, sah sie im Lichtscheine sein Gesicht, welches etwas so Eigenthümliches an sich hatte, daß sie sicher war, es nicht zu vergessen.

Ihr Vater sah einige Seckarten durch, welche er auf seiner letzten Reise gebraucht hatte, als Laura mit Schrecken in allen Mienen hereinstürzte.

„Was ist im Werke, Kind?“

„Es lief Jemand hinter mir her.“

„Es lief Jemand hinter Dir her? Da soll der Teufel den Flegel holen! Hätte ich ihn, so würde ich ihm den Schädel einschlagen! Wie sah er aus?“

Laura konnte nicht besonders Bescheid geben, da sie den Menschen erst im letzten Augenblicke gesehen hatte; sie erzählte aber doch soviel sie wußte.

„Ich will ein wenig auf die Gasse hinuntersehen, vielleicht bekomme ich den Menschen zu Gesichte“, sagte Carstensen und ging hinunter. Als er auf die Straße kam, war dieselbe ziemlich menschenleer und namentlich hatte er kein Mißtrauen gegen Diejenigen, welchen er begegnete, weshalb er sofort die Sache aufgab und sich dem Walle zuwandte, um sich etwas

Bewegung zu machen, da einmal draußen war. Eine halbe Stunde später kam er zurück und sah, als er die Straße hineinbog, eine Person dort stehen und das Haus, in dem er wohnte, in Augenschein nehmen.

„Sollte das der Mensch sein?“ dachte Carstensen.

Indem er an ihm vorbeiging, sah er ihn fragend an, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

„Mit Erlaubniß, suchen Sie Jemanden?“ fragte er.

„Ob ich Jemanden suche? Das kann sein“, erwiderte der Andere, „aber was geht Sie das an?“

„Gutes Wort zurück, höchst Geehrter, ich glaube nur, daß Sie Jemanden suchten und da ich hier in der Nachbarschaft sehr gut bekannt bin, hätte ich Ihnen vielleicht Aufklärung geben können. Im Uebrigen entschuldigen Sie — leben Sie wohl!“

Als er ein paar Schritte vorbei war, sagte der Fremde: „Hören Sie ein Wort, mein guter Mann. Sie können mir vielleicht helfen. Wissen Sie nicht, wer hier im dritten Stocke wohnt?“

„Lassen Sie mich einmal sehen“, sprach Carstensen; „drobien wohnt ein Seemann, glaube ich.“

„Ein Seemann — wie heißt er?“

„Carstensen, so viel ich weiß.“

„Wissen Sie etwas von ihm? Sie sind ja selbst Seemann?“

„Wohl weiß ich etwas von ihm. Ich habe verschiedene Male mit ihm gefahren. Er führt eine brillante Faust, das weiß ich bestimmt.“

„Seine Faust kümmert mich nicht, aber sagen Sie mir einmal, hat er Kinder, hat er eine erwachsene Tochter?“

„Oho, läuft es darauf hinaus, Herr! Ein kleines Abenteuer, was?“

„Ja, sehen Sie“, sagte der Fremde, „da wir einander nicht kennen, kann ich es Ihnen ja gerne sagen; ich sah ein hübsches junges Mädchen ins Haus hineinlaufen und ich glaube, daß sie im dritten Stock wohnt.“

„Und die wollten Sie gerne in die Hände bekommen, Sie Gaudieb“, sagte Carstensen. „Dies junge Mädchen gefiel Ihnen? Das wäre etwas für Sie, was? Sehen Sie, ein Wort im Vertrauen, dies junge Mädchen ist meine Tochter und nun können Sie nach Hause gehen und erzählen, daß Sie von Carstensen eine Ohrfeige bekommen haben.“

In demselben Augenblick sah Nyfrow den Himmel in Flammen stehen und wurde von diesem Anblick so betäubt, daß er auf die Gasse hinstürzte, wo er sich erst nach Verlauf einer längeren Zeit wieder so weit sammelte, daß er nach Hause schleichen konnte.

Viertes Kapitel.

Nyfrow war ein vorwärtsstrebender junger Mann, der trotz des Unheils, das ihm neulich zugefallen war, recht gut verstand, sich zu bergen. Es muß ihm immer zu Gute gerechnet werden, daß er einen Werth auf Kleider legte, weil es ja einen besseren Eindruck macht, einen Menschen besorgt für seine Kleidung zu sehen, als das Gegentheil, aber der Erfolg entsprach in diesem Falle so auffallend gering dem Willen. Vielleicht war es gerade das Studirte und Berechnete, welches verursachte, daß das Simple aus seinem neuen Rock und seiner weißen Wäsche hervorblickte und für jeden Beobachter mußte er sich durch die Aufmerksamkeit verrathen,

die er unterbrochen seiner eigenen Person zu Theil werden ließ.

Bald entfernte er mit einer plumpen, knöchernen Hand ein Stäubchen von seinem Aermel, bald sah er sich im Spiegel und ordnete sein dünnes Haar, welches in doppelter Beziehung seine schwache Seite war. In seinem fünfundzwanzigsten Jahre traf ihn das harte Schicksal, mit einem so lächerlich geringen Haarwuchs umherwandern zu müssen, daß ein unparteiischer Richter ihn kahlköpfig genannt haben würde; er hatte alle erdenklichen Mittel versucht, welche Kunst und Wissenschaft in solchen Fällen darzubieten wetteifern, jedoch mit dem gewöhnlichen Auswege geendet, sinnreich ein paar lange Locken über das Haupt hinzulegen, in der eiteln Hoffnung, die wachsame Menge dadurch zu täuschen.

Dem Grossirer Frank war dies alles gleichgültig, wenn nur die Arbeit ausgeführt wurde. Eines Tages wurde er dadurch überrascht, daß Nyfrow ihm einen Vorschlag zu machen wünschte; es war so ungewöhnlich in diesem Hause, daß ein Commis auf solche Weise vertraulich wurde, daß es nothwendig etwas von Wichtigkeit sein mußte.

„Sie wünschen, mein guter Nyfrow —?“ sagte Frank, als er ihn in sein Zimmer gerufen hatte.

„Ich habe eine Idee, Herr Grossirer, womit ich Sie bekannt zu machen wünschte.“

„Eine neue Erfindung?“ fragte Frank.

„Gerade nicht das, aber doch etwas, was der Herr Grossirer vielleicht neu nennen würden.“

„Nun wohl, lassen Sie einmal hören.“

„Ich habe zufällig erfahren, daß „Schulz u. Co.“ eine Zuckerraffinaderie anzulegen beabsichtigen und da sie Konkurrenten sind, könnte das vielleicht gefährlich werden, falls unser Haus in Westindien sich mit ihnen einliese. Ich will mir daher erlauben, dem Herrn Grossirer zur Erwägung zu geben, ob es nicht vortheilhaft sein möchte, ihnen durch Selbstanlage einer Fabrik zuvorzukommen, wodurch man Vortheil aus dem Rohstoffe und dem Fabrikat ziehen könnte.“

Grossirer Frank war nicht der Mann, der sich irgendwie merken ließ, wenn er überrascht wurde, am wenigsten in Handelsangelegenheiten, aber diese Nachricht überraschte ihn wirklich. Er hatte kein Wort von diesem Projekt gehört, wenn es aber zur Ausführung kommen sollte, konnte es ihm gefährlich genug werden.

„So — hm, woher haben Sie diese Nachricht, Nyfrow?“ fragte er bedächtig.

„Ich habe sie von einem der Leute auf dem Comptoir von Schulz u. Co. Es sollte ein Geheimniß sein und ich werde es auch nicht weiter verbreiten“, antwortete der Gefragte.

„Es wird wohl kaum etwas daran sein“, meinte Frank anscheinend ruhig, in Wirklichkeit aber unruhig. — „Ja, ja, Sie sollen Dank haben, weil Sie an den Vortheil des Hauses denken; wenn ich mehr über die Sache erfahre, kann ich ja darüber nachdenken, was zu thun ist.“

Damit zog Nyfrow sich zurück, während der Grossirer unverweilt zu den Leuten eilte, bei denen er Aufklärung erhalten konnte, und auch wirklich so viel erfuhr, daß die Sache in Gang sei. Es frappirte ihn, daß Nyfrow die Ansicht gehabt hatte, ihm dies mitzutheilen und er fand so viel Vernunft in seinem Raisonnement, daß er aufmerksam auf ihn wurde. Wenn er sich entschloß, selbst eine solche Fabrik anzulegen, galt es, einen zuverlässigen Mann zu haben, der in

aller Stille die Vorbereitungen treffe, so daß das Ganze schließlich mit einem Schlage dastehen konnte, und wer war wohl zu einem solchen Auftrag besser geeignet, als gerade Nyfrow?

„Es verhält sich richtig so, wie Sie mir vor einigen Tagen mitgetheilt haben“, sagte der Grossirer einige Tage später zu ihm. „Kommen Sie zu mir, wenn die Comptoirzeit vorbei ist.“

„Das ist der Anfang“, dachte Nyfrow, indem er sich wohlbehaglich auf dem Comptoirstuhl zurechtsetzte, „den Rest werde ich schon selbst besorgen.“

Seine Arbeit ging ihm an diesem Tage nur langsam von der Hand, da er beständig in Träumereien versank, Projekte entwarf, von denen das eine wilder als das andere war, und sich dem Gedanken an die Reichthümer hingab, welche ihm im Laufe der Zeit auf eine oder die andere Weise zufließen würden; es war sein stetiger, liebster Gedanke, ein reicher Mann zu werden, nicht in der allgemeinen Bedeutung eines wohlhabenden Mannes, der eine ruhige und sichere Existenz hat, sondern eines reichen Mannes, der in Gold wadet. Er sah auf das Werkstagsleben mit knirschender Verachtung und arbeitete nur, weil er dazu genöthigt war; erst, wenn er bis zum Uebermaß genießen konnte, war er in seinem rechten Element.

„Ich bedarf eines Mannes, der meinen Mund halten kann“, sagte der Grossirer am Abend, als Nyfrow in sein Zimmer gekommen war, „und den glaube ich in Ihnen gefunden zu haben.“

„Ich hoffe gerade in dieser Angelegenheit Ihnen einen Beweis davon gegeben zu haben, Herr Grossirer“, antwortete Nyfrow zugleich selbstzufrieden und ehrerbietig. „Stellen Sie mich nur gefälligst auf die Probe, so werde ich schon beweisen, wozu ich tauglich bin.“

Wenn der Grossirer Frank von seinem Plane nicht so eingenommen gewesen wäre, würde er leicht eingesehen haben, daß Nyfrow bei dieser Gelegenheit gerade sein Geheimniß verrathen habe; aber, wo unser eigener Vortheil mit im Spiele ist, wird unser Raisonnement zu einem lächerlichen Wetterhahn und auch Frank entdeckte nicht den Selbstwiderspruch.

„Es gilt nun nicht bloß die Rechnungen zu führen, sondern mir auch bei Anlage der Fabrik behilflich zu sein. Bei Helsingöer ist ein Grundstück für ein billiges Geld zu bekommen, das werde ich kaufen und darauf die Baulichkeiten errichten. Wenn der Handel abgeschlossen ist, miethen Sie sich ein Zimmer drunten und machen Ihre Einkäufe, wie ich sie Ihnen nach und nach vorschreiben werde; aber Niemand darf wissen, wer hinter Ihnen steht, ehe die Fabrik beginnt. Sie müssen jetzt ein Auge auf jedem Finger haben, mein guter Nyfrow, da Sie in so manche neue Verhältnisse eintreten; wenn Sie aber aufmerksam sind, wird das schon gehen.“

Nyfrow fand sich weit über alle Erwartung geschmeichelt und befand sich in einem ziemlich aufgeregten Zustande, als er auf sein Zimmer kam.

„Nun heißt es nur eine Zeit lang ausharren, dann kann ich die Hunde mit dem Fuße stoßen“, sagte er lebhaft.

Was das für „Hunde“ seien, auf die er hingingelte, war in seiner Allgemeinheit wohl ziemlich unbestimmt, wenn man aber nach dem Ausdruck in seinem Gesicht urtheilen sollte, sah es aus, als ob er diese Bezeichnung einer ziemlich un-

fassenden Anzahl gäbe. Der junge Mann musterte mit großer Umsicht seine Toilette und begann darauf sein Haupt zu salben, welchen Prozeß er mit einer solchen Gewaltigkeit ausführte, daß der Kopf auf seinem Körper lose zu sitzen schien.

„Geld,“ sagte er, „Geld muß ich haben, wie es auch geht, weshalb sollen Andere mehr haben, als ich? Arbeite ich nicht so gut, wie sie? Aber es kommt schon und wenn ich nur erst so weit bin, dann werde ich ihnen zeigen, wie man das Geld gebraucht. Die Dummköpfe verstehen nicht einmal das Leben zu genießen. Sind sie arm, so kriechen sie zusammen in ihrer elenden Armuth, ohne zu murren; und sind sie reich, so sammeln sie nur mehr Geld, um einmal zu sterben und überlassen ihren Reichthum Andern.“ —

Einige Tage darauf verließ er, wie es hieß, Franks Dienste und reiste nach Helsingöer, um sich nach einer andern Stelle umzusehen — in Wirklichkeit aber korrespondirte er lebhaft mit seinem Herrn über Anlage der Fabrik und ein halbes Jahr später hatte sich ein hübscher Bau erhoben, der bald eine ziemlich großartige Wirksamkeit entfaltete.

Schulz u. Co. verfluchten im Stillen den, der ihr Geheimniß verrathen, denn daß Jemand dieses gethan, daran zweifelten sie keinen Augenblick — aber Frank strich mit kaufmännischem Gleichmuth das Geld in die Tasche, während Nyfrow wie ein wahrer Diktator die Fabrik verwaltete, gebietend und befehlend den Arbeitern, ehrerbietig und kriechend Frank gegenüber.

Zu Hause beim Grossirer war der alte Zustand seit langer Zeit wieder zurückgekehrt; es war nur in der ersten Zeit der Bekanntheit, daß Laura's Gegenwart Friederike belebte, und nur zu bald kehrte ihre frühere Schwermuth zurück. Laura setzte inzwischen ihre Besuche fort und wurde mehr und mehr unentbehrlich für Friederike, welche in ihr eine Freundin gefunden hatte, vor der sie ihr Herz ausschütten konnte und bei der sie Sympathie fand.

Der alte Steuermann fand ein besonderes Vergnügen daran, mit Friederike zu reden, wenn sie Laura dann und wann besuchte.

„Das ist ein junges Mädchen, die kein unsinniges Zeug schwätzt“, sagte er, „sie sieht die Leute nicht über die Achsel an; man kann von der Leber weg mit ihr reden; mir scheint aber, daß sie sehr stille für ein so junges Blut wie sie ist.“

„Ein jeder hat ja seine Sorgen, Vater,“ erwiderte Laura.

„Sorgen? Nun soll ein Mädchen in ihrem Alter Sorgen haben! Sie hat ja einen reichen Vater und kann Alles bekommen, was sie sich wünscht; so weit ich sehen kann, vermag ihr der Alte nichts.“

„Das giebt gleichwohl nicht den Ausschlag“, sprach Laura mit einem Seufzer.

„Es könnte sein, daß das Kind Liebesorgen hat, das kann ich aber nicht glauben“, murmelte Carstensen, „es sollte mir leid um sie thun.“

„Was sagst Du, Vater?“

„Nichts besonderes“, antwortete der Alte, und schickte sich zum Ausgehen an, stutzte aber in demselben Augenblicke und sah aus dem Fenster. „Da kommt ja der Vogel geflogen, gerade wenn wir von ihm reden.“

Einen Augenblick darauf trat Friederike in die Stube.

„Guten Tag, Herr Carstensen“, sagte sie und bot ihm die Hand, welche in seiner unermesslichen Faust verschwand; „könnte Laura nicht morgen zu uns kommen? Mein Vater

will hinunter, um nach der Fabrik zu sehen und nimmt mich mit; er wünscht deshalb sehr, daß Laura bei uns sein könnte, so lange wir fort sind."

"Das kannst Du ja, Laura. Also das Fräulein soll hinaus und sich amüsiren, das ist sehr hübsch."

"Das Amusement ist nicht sonderlich groß, wenigstens nicht für mich, Herr Carstensen; ich unterhalte mich viel besser, wenn ich Sie besuche und mir alle Ihre merkwürdigen Sachen ansehe."

"Du hast ganz vergessen, Vater, dem Fräulein die Kiste von Deiner letzten Reise zu zeigen", sagte Laura.

Unter „merkwürdigen Sachen“ verstand Friederike eine Unendlichkeit von Kleinigkeiten, welche Carstensen von seinen vielen Reisen mit nach Hause gebracht hatte und welche auf Tisch, Schrank und Ofen, auf's Fensterbrett, mit einem Worte auf alle erdenklichen Stellen aufzustellen, ihm Vergnügen machte, so daß die Stube schon längst wie eine Spielwaarenhandlung ausgesehen haben würde, wenn Laura die Sachen nicht nach und nach wieder aus dem Wege geräumt und aufgehoben hätte.

Es unterhielt Friederike stets, diese Sachen zu sehen, weil sich gewöhnlich Erzählungen über das daran knüpften, was Carstensen erlebt hatte, und der Alte, der sonst Niemanden hatte, dem er sie mittheilen konnte, und überdies einen gewissen Respekt vor Friederikens Gaben und Kenntnissen besaß, ergriff mit Begierde die Gelegenheit, seine Sachen vorzuzeigen, wenn sie ihn besuchte. Es war ihm eine Quelle steter Bewunderung, daß sie alle die Länder und Städte kannte, die er nannte, und sie ihm auf der Karte zeigen konnte, während sie ihn auf der andern Seite schlechterdings nicht verstand, wenn er Seemannsausdrücke gebrauchte. Daß diese beiden Arten des Wissens auf höchst verschiedenen Wegen erworben werden konnten, war ihm ein Räthsel.

"Das Fräulein interessirt sich sicher nicht dafür, diese Kleinigkeiten zu sehen", sagte er, auf Laura's Erinnerung in einem hinwerfenden gleichgültigen Tone.

"O, doch thue ich das", entgegnete Friederike, „wie können Sie glauben, daß ich eine ganze Kiste stehen lassen würde, ohne sie nachzusehen und zu hören, was Sie auf Ihrer letzten Reise erlebt haben?“

Carstensen ging auf den Boden und holte eine kleine hölzerne Kiste mit allerlei Merkwürdigkeiten, als da sind: gefärbte Bänder, Perlenkränze, ausgestopfte Kolibri's, Ohrringe und Silbernadeln. — „Da liegt ja ein Brief an Sie, Herr Carstensen“, sagte Friederike.

„Ein Brief an mich? Nein, das muß wohl ein Irrthum sein“, sagte der Alte und nahm ihn. „Von wem in aller Welt kann der doch sein? — Tod und Pein, nun geht mir ein Licht auf; er war von dem jungen Manne, der ihn mir an Bord warf, gerade als das Schiff abgehen sollte und den ich dann in der Eile hier in die Kiste warf. Das ist ja eine schöne Geschichte. Nun ist der Brief ein Jahr alt und ich, der ihm so heilig gelobte, ihn zu besorgen — —“

„Es wird Niemandem ein Schaden daraus erwachsen sein, da der Brief an Dich selbst ist, Vater“, bemerkte Laura.

Der Alte ging mit einer geheimnißvollen Miene an's Fenster, öffnete den Brief und nahm einen andern aus demselben, den er in die Tasche steckte; als er ein paar Zeilen

gelesen hatte, holte er den andern Brief hervor, las die Adresse desselben, sah sich erstaunt um und schlug auf den Tisch.

„Was ist passiert, Vater?“ rief Laura ganz ängstlich über den besonderen Ausdruck, den sein Gesicht angenommen hatte.

„Nun hol' mich der Teufel — um Verzeihung, Fräulein, — aber ich will verdammt sein, wenn das nicht der merkwürdigste Zufall in meinem Leben ist. Geh' hinaus, Laura!“

Laura begann zu fürchten, daß es nicht ganz richtig mit ihrem Vater sein möchte.

„Willst Du auch unsern Gast zur Thür hinausjagen?“ sagte sie.

„Hinaus mit Dir, Mädchen, und das auf der Stelle“, rief der Steuermann gebietend, „ich habe mit dem Fräulein zu reden.“

Laura gehorchte, obschon äußerst widerstrebend, hielt sich aber doch in der Nähe der Thür. Auch Friederike war etwas bedenklich über die Situation, wurde aber schnell beruhigt, als Carstensen sich niedersetzte und sie hat, sich ihm gegenüber auf der andern Seite des Tisches niederzulassen.

„Sehen Sie, mein Fräulein,“ begann er, „ich habe mich allerdings ganz gegen meinen Willen schändlich gegen Sie aufgeführt; ich werde Ihnen nun den ganzen Zusammenhang erzählen und dann mögen Sie selbst urtheilen, was zu thun ist. Voriges Jahr um diese Zeit, als ich in Westindien war, hatte ich viel mit dem Hause Richardson zu thun und machte aus dieser Veranlassung die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der in Diensten dieses Hauses war. Gleich das erste Mal, als ich auf's Comptoir kam und auch später, wenn wir uns begegneten, kamen wir in ein gemüthliches Plaudern, besonders als er hörte, daß ich aus Kopenhagen sei und Ihren Herrn Vater kenne. Er erwies mir verschiedene Dienste und ersparte mir manchen Gang, dem man ausgesetzt ist, wenn die Commis Faulenzen sind. Noch in der letzten Woche erwies er mir einen Freundschaftsdienst, den ich ihm nicht vergessen werde. Ich konnte ein kleines Geschäft mit Aussicht auf einen erklecklichen Gewinn machen, brauchte aber hundert Dollars, um den Handel abzuschließen. Es war ganz zufällig daß ich mit ihm darüber zu reden kam, denn ich hatte es begreiflicherweise aufgegeben, da ich wohl wußte, daß mir Niemand am dortigen Plage Geld borgen würde. — „Ist nichts anderes im Wege“, sagte er, „so können Sie das Geld von mir erhalten, Carstensen; ich halte Sie für einen soliden Mann.“ — Sie sollen bedankt sein, sagte ich, aber haben Sie auch das Geld liegen, Herr, denn ich muß es noch heute haben, sonst fällt der Kuchen in die Asche. — „Das gerade nicht“, sagte er, „aber ich bin sicher, daß ich es jeden Augenblick von meinem Prinzipal erhalten kann, wenn ich mich an ihn wende.“ — Das ist viel, sagte ich, das möchte ich wohl sehen, dann müssen die Prinzipale hier ganz anders sein, als in Kopenhagen. — „Haben Sie Lust dazu, Carstensen?“ fragte er, „dann folgen Sie mir, wir wollen es probiren.“ — Wir schlendern also zusammen auf's Comptoir und kommen hinein zum Prinzipal, einem kleinen vornehmen Engländer, — freilich ein Kahlkopf, aber ein Staatsmann von Ansehen. — „Was giebt's?“ fragte er. —

(Fortsetzung folgt.)

Fürst und Waidmann.

Historische Novelle von Ludwig Biemssen.

(Fortsetzung.)

Der Verdacht, daß derselbe schon von der erledigten Försterei gehört und sich eiligst um die Nachfolge des alten braven Dieters beworben habe, schoß ihm wild durch den Kopf und entzündete sein Herz zu brennender Ungebuld. Wenn er zu spät käme, wenn ihm ein Anderer das ersehnte Plätzchen, auf dem er in Gedanken schon ein glücklich Heimwesen aufgebaut, vorweg genommen hätte, — es war ein Gedanke zum Verzweifeln.

In fieberhafter Hast eilte er in sein Stübchen, riß aus dem alten Eichenkasten, der noch von seiner seligen Mutter herkam, das beste Gewand, das er sein nannte, hervor und kleidete sich mit vor Ungebuld zitternden Händen an; keinen Augenblick wollte er zögern, auch seinerseits alle Schritte zu thun, die zum Ziel führen könnten; zum Oberförster von Krakewitz, zum Wildmeister von Glasenapp, ja, zum Herzog selbst gedachte er vorzubringen, wie wenig zugänglich der hohe Herr in seinen periodischen Anfällen von Schwermuth und wilder Laune auch zu sein pflegte; und sollte er dennoch mit seiner Bitte zu spät kommen, so — so — nun, so wollte er sich des Bewußtseins getrösten, daß von seiner Seite wenigstens nichts verabsäumt sei, und wollte besserer Gelegenheit erharren.

In wenigen Minuten hatte er seinen Anzug vollendet, und ohne auch nur einen Augenblick noch zu zögern, ergriff er seine Mütze und stürzte zur Thüre hinaus, um zunächst drüben im „alten Bau“ bei seinem greisen Lehrmeister vorzusprechen und dessen Rath und Anweisung einzuholen, wie er Alles am besten und päßlichsten anstelle.

Aber der Gang sollte ihm erspart bleiben, denn wie er in der blinden Ungebuld seines Herzens zum Hausthor hinausfuhr, rannte er den Gesuchten, der unter den Fenstern eben langsam dahergeschritten kam, fast über den Haufen und mußte für seine jähe Hast, die „weber Augen noch Ohren habe“, einige strafende Worte des alten, hitzigen Mannes hinnehmen. Geduldig steckte er sie ein und entwaffnete durch sein Schweigen und seine bescheidene, schuld bewusste Miene den Aerger des polternden Alten auch bald so weit, daß dieser ihn um Ursache seiner „unverständigen und schier unziemlichen Hast“ mit wiederkehrender guter Laune selbst befragte.

Fredelin kam fast zögernd mit dem, was ihm auf dem Herzen lag, hervor. Der unvermuthete Zusammenprall und die Scheltworte des alten Lehrmeisters hatten ihn etwas ernüchert; er kam sich dem gegenüber plötzlich so unbärtig und unbedeutend, so ganz noch wieder als Lehrling und unerfahrener Anfänger vor, daß er sich kaum getraute, etwas von seinen Wünschen und Hoffnungen, seinen Plänen und Befürchtungen verlauten zu lassen, und im Stillen auf Tadel und Zurechtweisung, wenn nicht gar auf Spott und höhnisches Lachen gefaßt war.

Aber darin hatte er sich getäuscht.

Aufmerksam und theilnehmend hörte der alte Förster,

der den offenen, ehrlichen und im Waidwerk so wunderbar anstelligen Knaben schon vom ersten Tage der Lehrzeit an in sein Herz geschlossen hatte, die Auseinandersetzungen desselben an und erwiderte dann freundlich:

„Alles gut und schön, mein Bub', und für mein Theil gön'n' ich es Dir von Herzen, daß Dir Alles gelinge. Ist ja im Laufe der Natur so, daß die Jungen steigen, wenn die Alten fallen, darum nur unverzagt, feder Muth ist der beste Harnisch. Ob schon Einer vor Dir darob angefragt, weiß ich nicht; darf Dich aber auch nicht kopfscheu machen, wenn es so wäre. Zieh' darum nicht zurück; Einer schlägt oft den Nagel ein und der Andere hängt den Hut daran. Darum halt' Dich heran; den Letzten beißen die Hunde. Freilich, vor der Hand ist wenig zu machen. Seine fürstliche Gnaden sind vor kaum zwei Stunden gar plötzlich nach Uckermünde aufgebrochen und haben auch den Herrn Wildmeister von Glasenapp mitgenommen, also daß weder der Eine noch der Andere derzeit zu sprechen ist, und der Oberförster von Krakewitz mustert das Revier, von wannen er auch erst in einigen Tagen heimkehren mag: so wappne Dich denn mit Geduld und harre der rechten Zeit. Wer weiß, es mag noch Alles gut werden.“

Fredelin rieb und rang vor quälender Ungebuld die Hände ineinander.

„Ach, Meister,“ seufzte er recht aus vollem Herzen, „kann ich denn inzwischen gar nichts thun und wirken? Ich hätte augenblicklich einen rechten Muth, jegliches zu wagen, um das Glück beim Schopf zu ergreifen, und könnte schier verzweifeln, müß' ich, wer weiß wie lange, die Hände in den Schoß legen, bleibe ich vielleicht ein Anderer den schönen Preis vorweg schmecken.“

„Nun,“ meinte der alte Waidmann, indem er die Unterlippe nachdenklich verschob und sich unter dem emporgeschobenen Hute den Hinterkopf kratzte, „thun ließe sich etwas, mein Bub', wenn Einer den rechten Muth hätte, und Du meinst ja, Du hättest ihn. Also würde ich den Herrn von Schulenburg antreten und um ein gnädig Fürwort bitten. Ist freilich ein gewaltiger Herr, ein gestrenger, hochfahrender, stolzer Herr und soll zu Zeiten die Leute, so ein Ansuchen bei ihm haben, gar herb und barsch anlassen, — aber ich mein', wenn er hinterher doch nur thut, darum man ihn gebeten, so darf er schon ein wüß Wort reden, wann es ihm so gefällt. Man kann viel hören, eh' ein Ohr abfällt.“

Fredelin sah seinen alten Lehrherrn unschlüssig an.

„Aber der von der Schulenburg ist gar nicht bei der Jägerei,“ wendete er endlich ein, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr, die sich bei dem bloßen Vorschlage, den hochgebietenden und gefürchteten Herrn bittweise anzutreten, mit Schweißtropfen bedeckt hatte; „was soll es denn da nutzen, wenn ich ihn ansprache?“

„So?“ erwiderte der alte Förster mit spöttischem Nachdruck, „also der könnt' Dir nichts nutzen, der durch des

Herzogs Gunst und Guld schier allvermögend ist im Land und zu jedwedem Amt und Ehr' und Gewinn das Pfortlein öffnet und schließt, je nach seinem Gefallen? Nun, wie Du meinst! Ich red' nicht fürder zu. Wer nicht in den Himmel will, braucht keine Predigt. Leb' wohl, mein Bub', und laß Dir von anderen Leuten besser rathen."

Damit ging er seiner Wege und ließ den armen Fredelin unschlüssig und sorgenvoll stehen. Aber lange dauerte sein Schwanken nicht. Vor seinem inneren Auge stieg alsbald wieder das Bild der Geliebten so hold und lockend auf und erfüllte sein Herz mit einem so brennenden Verlangen nach ihrem Besitz, daß er alles Zagen und alle Bangigkeit mit einem vollen und kühnen Entschluß von sich abstreifte und ohne weiteres Besinnen zum Thore des Jägerhofes hinaus- und die Gasse hinabeilte, als hinge das Glück seines Lebens von der Versäumnis einer Minute ab.

Ehe er sich's versah, stand er vor dem wohlbekannten großen Hause an der Ecke der Fährgasse, wo der „Hauptmann im Lande zu Stettin“, Herr Werner von der Schulenburg, seine Wohnung hatte; und als fürchte er, daß sein Muth bei der geringsten Zögerung in's Sinken gerathen möchte, stieg er unverweilt und weder rechts noch links blickend die breiten Steinstufen hinan, so hastig und blindlings, daß er oben fast wieder mit einem der Diener des Hauptmanns zusammenrannte, der in nicht geringerer Eile, wie Fredelin hinauf-, die Hochstiege hinabeilte. Wie der aber des Aufsteigenden ansichtig wurde, blieb er stehen, und nun starrten Beide einander an.

„Bist Du es, Tibe?“ rief endlich Fredelin aus, hocherfreut, einen alten Bekannten von Rügenwalde her in dem Leibdiener zu erkennen. „Und dienst Du dem von Schulenburg? Wie froh bin ich, Dich hier zu treffen. Hab' Dich manch' Jahrlein nicht gesehen.“

Sie schüttelten sich die Hände und hätten gern ein traulich Wort von vergangenen Zeiten mit einander gesprochen, aber Beide hatten es eilig, voraus der Tibe.

„Sei tausendmal gegrüßt, Herzensjunge,“ entgegnete er in freudiger Hast; „siehst brav aus und stattlich, daß es eine Lust ist. Doch verzeih' mir, daß ich nicht mit Dir schwagen kann. Der Herr will fortreiten, auf längere Zeit, scheint es, und die Kasse verziehen für seine Ungebuld fast zu sehr, — da muß ich eilends in den Stall, die Kockknechte anzutreiben. Doch verweile hier, ich kehre bald wieder, und wir können dann besser und geruhiger mit einander plaudern.“

„O, Tibe,“ entgegnete Fredelin, den Foristrebenden am Arm festhaltend, „ich muß Deinen Herrn sprechen, und Du mußt mir dazu verhelfen.“

„Wie denn? heute noch?“ fragte Tibe erstaunt; „daß wird nicht angehen, weil er große Eile hat, fortzukommen, und überbies der Camerier des Herzogs, Herr Valentin von Nürnberg, derzeit noch in seinem Rosement bei ihm ist und über wichtige Dinge mit ihm Abrede hält. Fürwahr, heute geht es nicht an; warte, bis er wiederkehrt.“

„Das kann ich nicht,“ entgegnete Fredelin mit dem Muth der Verzweiflung, „heute muß es sein oder nie; denn daß ich es Dir nur sage, zum zweiten Male gewänne ich kaum den Entschluß, ihn anzutreten, und dürfte es dann auch zu spät sein und ohne Nuß. Darum bitte ich Dich, stell' mich an, wo er, wann er seine Kammer verläßt, vorüber muß, und überlaß mich weiter meinem Schicksal. Ich muß thun, was ich nicht lassen kann.“

„Nun, meinetwegen,“ sprach Tibe nach kurzem Besinnen, „so magst Du Deinen Willen haben. Geh' hier die Hochstiege vollends hinauf, so triffst Du geradeaus auf eine Thür, da geh' dreist hinein und laß Dich nieder; es ist des Herrn Vorzimmer und muß er hindurch, wenn er zu Kasse steigt. Da sprich ihn denn dreist und bescheiden an, vielleicht daß er Dich anhören mag, vielleicht auch nicht, denn, Gott weiß es, er hat oft schlimme Launen. So versuche Dein Glück, und guten Erfolg.“

Mit den letzten Worten eilte der Freund, die Versäumnis einzuholen, geflügelten Schrittes zum Haushor hinaus, und Fredelin stieg langsam und bellommen die Stufen vollends hinauf, öffnete fast zögernd die bezeichnete Thür und trat klopfenden Herzens in ein ziemlich großes, wüst aussehendes Zimmer ein, wo er sich still und besangen auf einen plump gebauten Sessel, nahe dem Ausgange, niederließ, des Kommenden harrend.

Es warf kieselstill ringsumher, — so still, daß Fredelin den Holzwurm im Wandgetäfel bohren hörte; kein Laut menschlicher Stimmen schlug an sein Ohr. Auch die anstoßenden Zimmer mußten unbewohnt sein, denn nichts regte oder bewegte sich dort, und Fredelin fühlte sich nach dem hastigen Lauf und bei seiner eigenen inneren Erregung seltsam bewegt und bedrückt in der schwülen Stille. Ihm war, als würde ihm das Athmen schwer in dem großen, unheimlichen Raum, und fast ängstlich blickte er nach den düsteren, kleinen, festgeschlossenen Fenstern hinüber, die an der entgegengesetzten Seite des Zimmers in die dicke Mauer schwerfällig eingelassen waren.

Wann mochte durch ihre trüben Scheiben, vor denen auf staubigen Gesimsen matte Fliegen sich zu Tode quälten, die frische Luft zuletzt eingeströmt sein? Er meinte, es müßten Monde seitdem vergangen sein.

Dann grubelte er weiter, wohin die Fenster führten. Sicher nicht auf Gärten oder freie Plätze hinaus, wo kühle, wonnige Lüfte ihr erquickendes Spiel trieben; viel eher in eine öde Gasse oder in einen dunklen, feuchten Hof, wo die Bäume aus Mangel an Licht und Luft abstarben und alles, verwittertes Geräth unter dem Trossfall faulte; ein willkommenes Zufluchtsort für gefräßige Ratten, die, ungestört durch den Schritt menschlicher Fußtritte, hier ihr ekles Wesen trieben.

Weiter glitt sein schweifender Blick über die alten dunklen Ledertapeten hin, auf denen der Glanz des Golddrucks vielfach schon unter Schimmel und Staub erblichen war, und er fing an, nachzuspinnen, was für Thiere wohl zur Bekleidung der Wände ihre Haut hergegeben hätten, und ob die Menschen noch lebten, die jene erlegt oder getödtet hätten. Dabei schweiften seine Gedanken aus der dumpfen Schwüle des öden stillen Vorzimmers hinaus in den frischen kühlen Wald und ließen ihn seine augenblickliche Lage und Umgebung fast unerträglich finden: keinen Augenblick hielt er es länger hier aus, er mußte hinaus oder er ersticke in dieser bedrückenden Atmosphäre, die ihm voll geheimnißvoller Schrecken zu sein schien.

Schon hob er den Fuß, um über den knisternden Sand hinweg dem Ausgange zuzuschleichen, als er plötzlich vor dem gedämpften Klang entfernter Stimmen inne hielt und laufend stehen blieb.

In dem anstoßenden Zimmer ging eine Thüre auf und aus einem inneren Gemache schienen zwei Männer hervor-

zutreten und sich dem Raume zu nähern, in dem der erschreckte Leibschild nun wie festgebannet dastand, nicht wagen, seine Flucht fortzusetzen, und die Augen starr auf die Thür gerichtet, die die Nahenden von ihm schied. Sein Herz klopfte ihm in unklarer Aufregung fast athemraubend; jeden Augenblick erwartete er, den gefürchteten Günstling und hochgebietenden „Hauptmann im Lande Stettin“ eintreten zu sehen, und nur mit Aufgebot seiner ganzen Willenskraft vermochte er seine Gedanken zu der beabsichtigten Anrede an den mächtigen Herrn zu sammeln.

Dazu ward ihm noch unverhofft viel Frist gegeben, denn drinnen stockten die nahenden Schritte, eine Hand, die schon den Thürgriff von dort in leichte Bewegung gesetzt hatte, glitt von demselben wieder ab, und schlug nun der Klang einer tiefen, ernsten Männerstimme an Fredelin's Ohr.

„Ich kann nicht gehen, gnädiger Herr, ehe und bevor ich Euch noch einmal inständig gebeten, Ihr wollet nichts übereilen oder gar die Sache auf's Aeußerste treiben. Ein Krieg, wilder und verheerender noch, denn alle bisherigen, wär' schier unvermeidlich: pocht doch der Markgraf auf ein gutes, verbrieftes Recht und läßt es nicht fahren, müßt' er gleich das Schwert drum ziehen.“

„Mag es so sein!“ erwiderte eine scharfe Stimme, die heftig und erregt klang. „Doch soll, sofern mein Wort noch gilt, der Herzog keinen Zoll breit nachgeben, geschehe darnach, was da wolle. Und Ihr, Herr Valentin, Ihr wollet wirklich, daß wir dem Knaben Hans Heimfall und Eubrecht versicherten und pommersche Gesammllande von ihm zu Lehn nähmen, nachdem der Greif zu Macht und Kraft gelangt ist, wie nie zuvor? Ich will es nicht glauben!“

„Gnädiger Herr!“ erklang die langsame und bedächtige Widerrede, „nicht ich hab' die Artikel von Prenzlau getheilt, so da bestimmen, daß hinführo die Kurfürsten, nachdem sie zusamt ihren anderen Regalien das Land Pommern vom Reich empfangen, solches Lehn mit allen Herrlichkeiten, mit Hand und mit Mund den pommerschen Herzogen übertragen, von dannen es, so das Land losstürbe, in der Markgrafen Hände zurückfalle; nicht ich hab' dazu gerathen, daß Seine fürstliche Gnaden allda dem Markgrafen Lehnspflicht thun sollten, als ein Lehnsfürst und Mann seinem Herrn zu thun schuldig. Doch ist es geschehen, Gott sei's vielmals geklagt, und sind des viel Grafen, Herren und Ritter, Prälaten, Kleriker und Städte erwiesene Zeugen, und die Flemming, die Malzahn und Zitzewitz, die Borken, Bugenhagen und Podewils haben es mit unterschrieben. — Wie könnte das nun umgestürzt und gebrochen werden? Ist es damals beschlossen in den Zeiten der Noth, so muß es, mein' ich, nun auch gehalten werden in den Zeiten der Macht, und ob auch Markgraf Albrecht streitbaren Gedächtnisses darob in die Gruft seiner Väter gestiegen, so darf dem Sohne erneuerte Versicherung nicht verweigert werden, oder des Himmels Strafe trifft ein Land, wo heilig beschworene Treue vor dem Strahl neuen Glückes dahin schmilzt, wie der Schnee im März.“ —

Einen Augenblick war es drinnen still nach diesen Worten, und Fredelin hörte sein Herz in der Brust wie einen Hammer klopfen. Was hätte er darum gegeben, jetzt jenseit der dicken Eichenthür zu stehen, die ihn von Treppe und Ausgang schied; doch wagte er weder einen Fuß zu rühren, noch auch die Klinke zu erfassen; ihm war, als müsse

jeder Laut hier Tod und Verderben bereiten, und so stand er noch rathlos und tiefathmend da, als drinnen schon wieder die scharfe Stimme zur Antwort erklang und ihm wie ein schneidig Eisen durch Mark und Bein ging.

„Ihr sprecht, wie Ihr's versteht, Herr Camerierer, und wißt viel, was sich seitdem Alles im Stillen zugetragen hat. Ja, Treue gegen Treue; und Redlichkeit gegen Redlichkeit, das wär' wohl, wie es sich geziemt, und soll dem von mir wahrlich kein Eintrag geschehen. Aber wo mit Teufelslist wider uns verfahren wird, auf daß erschlichener Vertrag nur desto eher zur Geltung komme, da mögen wir nicht die Blinden und Dummen sein, und weigern uns unzuständigen Ansinns mit gutem Fug.“

Wieder eine Pause, als mäßen sich zwei mächtige Gegner vor neuem Ausfall prüfend mit den Augen; dann folgte Rede und Widerrede, kurz und scharf und fest, wie Schwertstos und dröhnende Gegenwehr.

„Sprecht Ihr also vom Markgrafen Johann?“

„Ich thu's!“

„Und seid sein Hofmeister und Vasall, und Markgraf Albrecht traute auf Euch, wie auf seine rechte Hand?! —“

„Ich war seine rechte Hand, Herr Camerierer, — ja, und — der Himmel weiß es — ihm so treu, wie es nur die eigene, leibliche, ihm von Gott gegebene sein konnte. Und wie hat man mir's gelohnt? Da mir nach langen, glücklichen Kriegsthaten, an die ich hundertmal mein Blut gewagt, durch des wackeren Bruschhaver's List die Weste Garz entrisen wurde, die ich unter schweren Mühen Jahr für Jahr mit meinem Leben verteidigt hatte, da war es der Markgraf und seine Sippe, die den Schimpf schöndesten Verdächtigung auf mein Haupt häuften; da waren es Pommerns Fürsten, die mir wie Männer und Ritter Gerechtigkeit widerfahren ließen! Und Beiden schwur ich es zu lohnen, was sie an mir thaten. Seit jenem Tage, Herr Camerierer, bin ich pommerscher Edelmann und des edelsten Fürsten treuer Vasall; bin seit manchem Jahr sein Hauptmann und Rath, und — beim großen Gott! — so er thut, was ich ihm rathe, ist es zu seinem und des Landes Besten, mag auch die rebliche Kurzsichtigkeit darob oft das Haupt schütteln und die Hände ringen.“

Ein Schweigen folgte diesen Worten, die so jäh und leidenschaftlich ausgestoßen wurden, daß es Fredelin war, als sähe er die flammenden Augen des Sprechenden durch die Thür blitzen, als stände der gewalthätige, zornige Mann leibhaftig vor ihm und, um im nächsten Augenblick mit der Faust nach dem Schwerte zu fahren, den unberufenen Laufher niederzustößen.

Von jäh aufsteigender Furcht gepackt, versuchte Fredelin noch einmal zu fliehen, ehe er entdeckt würde, aber sein erster Schritt zur Thür entlockte den alten Bohlen, auf die er trat, ein so bedrohlich knackerndes Geräusch, daß er zaudernd wieder inne hielt und sich erst erleichtert fühlte, als drinnen wieder die ernste, bedächtige Stimme des ersten Redners erwidern also erklang:

„Es ist wahr, man hat Euch drüben schwer gekränkt und hier stattdich und nach Würden geehrt; doch gönnt einem alten Manne, der es wohl mit Euch meint, ein offen warnend Wort. Rache macht ein kleines Recht zum großen Unrecht; haltet Eure Hand davon rein. Noch seid Ihr des Markgrafen Unterthan und Rath, wie Ihr der des Herzogs seid. Mißbraucht Eure doppelte Stellung nicht zu doppeltem

Spiel. Handelt offen und sagt ihm ab, so seid Ihr in Eurem Gewissen unbeschwert und mögt thun, was Ihr für gut erachtet. Ob dann freilich Euer Rath zu pommerischer Landen Heil gedeihe, muß die Zukunft lehren, und werdet Ihr Euer Thun einst vor dem höheren Richter zu verantworten haben, der die Geschicke der Völker in seiner allmächtigen Hand wägt. —

„Ich bin des unbesorgt; auch war ich wider den Markgrafen bereits offen genug, und weiß er nur zu wohl, daß, so lange mein Wort hier gilt, Erbvertrag und Heimfall ihm nimmermehr versichert werden. Drohete freilich hart, das Herrlein, meinte mit Pochen etwas auszurichten und schalt bitter auf mich; aber ich achtete es gering und war nicht faul, ihm zu erwidern, er solle nur mit mir zufrieden sein, oder ich wolle ihm einen Fuchs an den Sattel hängen, dessen er nicht bald sollte los werden. Hui, wie fuhr er auf und schnarchte mich an; aber da ich es auch that, ließ er endlich ab und hat es wohl lang bereut.“

„Aber was hilft all' der Widerstand, wenn nach des Herzogs Absterben die Lande Pommern doch an Brandenburg fallen müssen, weil nach des allmächtigen Gottes Schluß und Willen seine Ehe unbeerbt geblieben ist und nach menschlichem Ermessen auch fürder bleiben wird?“

„Nach Gottes Willen, Herr Camerierer? Sagt vielmehr nach des Teufels Willen; denn daß hier böse, geheime Künste ihr verruchtes Spiel treiben, ist mir längst sonder Zweifel. Und Ihr, Herr Camerierer, seid Ihr denn gar blind oder wollt Ihr es sein? Habt auch kein Arg von all' dem heimlichen Thun und Treiben in der Herzogin Gemächern, all' dem absonderlichen und versteckten Wesen mit Tränklein und Arzneien, und wie da fremde Menschen, die oft weiten Weges herkommen, mit wichtigen Mienen aus- und eingehen, — alte Weiber, denen die Hexerei schier auf dem Gesichte geschrieben steht, und Doctors von allerlei Alter und Aussehen, die oft in Seide und köstlichen Gewändern prangen und so gewiß einherschreiten, als gehörten sie in der Fürstin Losenent zu Hause? Nein, Herr Valentin, hier hat nicht Gott, hier hat der Böse seine Hand stüchlich mit im Spiel, und jeder rebliche Diener des Herzogs muß dazu thun, daß ihm sein Werk verflört und der Sache ein End' gemacht werde. Hat aber böse, teuflische Kunst die Fürstin bereits, wie glaublich, dermaßen mit Arzneien und Zaubertränklein zugerichtet, daß Nachkommenschaft nicht fürder zu hoffen sehe, so ist es im Dienst und Betriebe des Markgrafen geschehen, und mangelt uns nur noch das klare Eingeständniß Derer, die bei diesem schändlichen Werke mitgeholfen. Aber ich will das haben, so wahr ich meiner Mutter Sohn bin, und daß ich es erlange, dazu sind sattsam Anstalten getroffen. Wehe jedweden der fremden Quacksalber und Teufelsdiener, so sich hier noch wiederum betreffen lassen. Meister Niklas*) soll ein Wörtlein mit ihnen reden, und ich denke, wir wollen ihnen das Geständniß erpressen, müßten sie uns auch darob zugleich ihre Seele hergeben.“

Frebelin war wie erstarrt von dem, was sein Ohr vernommen: eiskalt lief es ihm den Rücken hinab, und in seinen Ohren brauste es hohl wie Wasserfluth und Sturmeswehen. Hier half kein Zögern mehr; er mußte fort — fort aus

diesem Zimmer, sollten auch alle seine Hoffnungen darüber zu Grunde gehen. Der Boden brannte ihm hier unter den Füßen, als lobere die ganze Hölle auf, ihn zu verschlingen; so griff er denn angstvoll, ohne sich weiter zu besinnen, nach seiner Mähe und, kaum daß drinnen wieder Stimmen laut geworden und die ängstliche Stille, die jenen schreckhaften Worten folgte, durch lebhaftere Widersede unterbrochen war, eilte er, so lebhaft als er vermochte, der Thür zu.

Hier stand er einen Augenblick tief athmend stille, ehe er es wagte, die kreischende Thürklinke aufzuheben, und das Herz pochte ihm fast hörbar in der Brust. Da vernahm er drinnen nach einigen unverständlichen Worten des Kammerers von Nitzenberg plötzlich einen wilden Fluch, und die scharfe Stimme des Hausherrn drang noch einmal schreckend an sein Ohr:

„Was, Schuld oder Unschuld; Wissen oder Nichtwissen — das kümmert uns hier wenig! Ist sie unschuldig, um so besser für sie; aber dem Herzog muß seine Freiheit werden, daß er um des Landes willen eine andere Ehe schließen möge, und daß Ihr es nur wißt, ich will mein Haupt nicht ruhig niederlegen, ehe und bevor — —“

Die weiteren Worte verklangen ihm ungehört. Der Moment mußte benützt werden. Entschlossen griff er zu: ächzend drehte sich die Thür in ihren Angeln, und gestäubten Haares eilte Frebelin die Hochstiege hinab, als habe er in dem eben verlassenen Raum eine Unthat begangen, und der Bluträcher sei auf seinen Fersen.

Athemlos, in Schweiß gebadet und mit schier verwirrten Sinnen kam er im Jägerhofe wieder an, und kaum daß die Thür seines Stübchens sich hinter ihm geschlossen, sank er kraftlos auf sein Lager nieder, wo er in schmerzlichem Sinnen noch lag, als schon die Nacht ihre Schatten über Stadt und Land gebreitet hatte und der Mond mit seinem sriedlichen Licht am Himmel aufstieg.

Sechstes Kapitel.

Die nächsten Tage nach diesem schreckenden Erlebnis verfloßen dem Jünglinge in mannichfacher anstrengender Thätigkeit, die durch einen eben erschienenen strengen Forstschutz-Erlaß des jagdliebenden Fürsten veranlaßt war.

Uebertriebene Mißbräuche im Holzholen hatten Einschränkung der bisher bestandenen Freiheiten schon längst dringend nöthig gemacht, und da die Bauern und Kossäten nichtsdestoweniger fortfuhren, den Förstern und Waldgräben zum Troß die schönsten und stattlichsten Bäume der herzoglichen Forsten zu fällen und davon zu schleppen, auch die Theerschweler, Kohlenbrenner und Aescherer hier und da wahre Verwüstungen in den Holzungen anrichteten und nicht daran dachten, sich, wie üblich, auf Windbruch und Strandholz zu beschränken, so hatten die Forstbehörden auf Anweisung des Herzogs sämtliche Beamte und Mannschaften aufgeboten, um den getroffenen Anordnungen gehörigen Nachdruck zu geben, und mit der müßigen Zeit hatte es vorläufig ein Ende.

Fortsetzung folgt!

*) Der Hentler.

Flaudereien am Kamin.

Die Braut eines Studenten.

Vor einiger Zeit starb eine alte Dame, welche vor Jahren unter dem Namen die „Studentenbraut“ bekannt war. Dieselbe hatte einst als junges Mädchen in Heidelberg die Bekanntschaft eines armen, talentvollen Studenten gemacht, der bei den Eltern des jungen Mädchens ein kleines Zimmer bewohnte. Die jungen Leute sahen sich täglich, ein zartes Verhältniß entspann sich, welches mit Wissen und Willen der Eltern durch die Trauung sanctionirt werden sollte, sobald der junge Mann seine Studien vollendet und eine Anstellung erzielt haben würde. Der Vater des jungen Mädchens unterstützte den Studenten während seiner Studienzeit und dieser vergalt dies dadurch, daß er, nachdem er seine Examina bestanden und bald darauf eine Anstellung als Rector erhalten, sich mit der Tochter eines Vorgesetzten verlobte. Die verlassene Studentenbraut glaubte die Treulosigkeit des undankbaren Mannes nicht überleben zu können, sie legte Hand an sich. Zu rechter Zeit wurde jedoch noch der Selbstmord-Versuch vereitelt; von dieser Stunde an aber litt die Verrathene häufig an fixen Ideen, namentlich glaubte sie beim Erblicken eines Studenten, dessen Braut zu sein. — Daher ihr Name. — Bald nach dem Vorfall starben die Eltern des jungen Mädchens, und diese erbt dadurch ein nicht unbedeutendes Vermögen, von dem sie einen großen Theil für milde Zwecke verwandte, namentlich half sie Studenten, von denen mancher sich an die vor der Zeit gealterte Dame wandte, welche ihnen kleine Darlehne gewährte, die erst nach Ankunft des väterlichen Besahls, resp. gar nicht bezahlt wurden. Einige Jahre blieb sie noch in Heidelberg, dann ließ sie ihr Haus dort verkaufen, und verzog nach Berlin, wo sie still und zurückgezogen lebte. Und noch in den letzten Jahren empfing sie Studenten und unterstützte dieselben, auch erschienen bei ihr zeitweise schon ältere Herren, die jetzt ein Staats-Amt inne hatten, um frühere in der schönen Studentenzelt gemachte Schulden bei der Studentenbraut zurückzuzahlen, oder aber — wer kann es wissen? — neue Anlehen zu machen. Die alte Dame hat weder Schuldscheine noch Schriftstücke, welche auf ihre humanen Geldgeschäfte hinweisen können, hinterlassen. Uebrigens ist das zurückgebliebene Vermögen nicht unbedeutend und fällt entfernten Verwandten zu, und mit demselben gleichzeitig ein Dedicationsseidel und ein Cerevis von dem ungetreuen Studenten; derselbe hatte später eine Pfarre erhalten, gerieth jedoch auf Abwege, machte Schulden und mußte schließlich seinen Abschied nehmen. Von diesem Augenblicke an wurde er von dem Schicksal stark heimgesucht, er sank tiefer und tiefer, wurde schließlich Colporteur, nachdem sich seine Frau von ihm hatte scheiden lassen, und wandte sich in seiner Verzweiflung an die verrathene Studentenbraut. Dieselbe wollte ihn nicht wiedersehen, unterstützte ihn aber ab und zu durch dritte Hand. Bald darauf starb der Mann am Delirium tremens. Dies war vor zwei Jahren, und seine Beerbigung bezahlte die Studentenbraut.

Unschuldig verurtheilt.

Aus Trenton wird von einem Manne berichtet, welcher vierzehn Jahre lang unschuldig im Zuchthaus gesessen hat. Es ist ein Deutscher, Namens Louis Waldenberger, welcher am 25. Januar 1861 wegen angeblicher Vergiftung seines Kindes gehängt werden sollte, in letzter Stunde aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt wurde und nun auf Befehl der Court of Pardons seiner Freiheit wiedergegeben worden ist. Das Kind, welches Waldenberger vergiftet haben sollte, galt allgemein als die Frucht des verbrecherischen Umganges seiner Frau mit einem gewissen John Keller. Es starb kurz nach seiner Geburt in Folge von Vergiftung, und Waldenberger zog sich durch sein eigenthümliches Benehmen den Verdacht zu, daß er dem Kinde das Gift beigebracht habe. Er wurde in Folge dessen verhaftet nach Moy's Landing geschafft und hier unter dem Drucke einer aufgeregten, gegen ihn eingenommenen Bevölkerung processirt und zum Tode verurtheilt. Der Befehl zu seiner Hinrichtung war bereits vom Gouverneur unterzeichnet und der 25.

Januar 1861 als der letzte Tag seines Lebens festgesetzt worden. Wenige Tage vor diesem verhängnißvollen Zeitpunkte wurden dem Mayor Bierwirth von Egg-Harbor-City mehrere Thatsachen berichtet, welche vermuthen ließen, daß Waldenberger's Frau und deren Galan den Tod des Kindes verursacht hatten. Bierwirth setzte sofort den Gouverneur von den Thatsachen in Kenntniß und dieser widerrief ohne Zögern das Todesurtheil. Waldenberger's Frau hatte unterdessen Egg-Harbor-City verlassen und war mit ihrem Galan nach Philadelphia gezogen, wo man sie verhaftete, aber bald wieder entlassen mußte, weil sie zu keinerlei Aussagen zu bringen waren, auf welche sich eine Anklage begründen ließ. Vor anderthalb Jahren hat aber die Frau auf ihrem Todtenbette Aeußerungen gethan, welche es so ziemlich über allen Zweifel feststellten, daß Waldenberger unschuldig verurtheilt worden war, zumal auch andere Umstände mit dem Geständniß der Frau übereinstimmen. Die Bürger von Egg-Harbor-City drängten in Folge dessen die Court of Pardons zu einer Revision des Waldenberger'schen Processes, und das Ergebnis war die Entlassung des unschuldig Verurtheilten.

Seltamer Grund zum Selbstmord.

Am Mittwoch wurde die Leiche eines Selbstmörders an einem Baume hängend im Brunwald in der Nähe des Halensees aufgefunden. In den Taschen wurde bei der Leiche eine vollständige zu Papier gebrachte Biographie des lebensmüden jungen Mannes, eines Maurergefellen aus der Provinz Schlesien, vorgefunden. Am Schluß derselben waren Bestimmungen über sein Begräbniß und seinen Nachlaß enthalten. Als Ursache seines Lebensüberdrußes hatte derselbe angegeben, daß er „zu leidenschaftlich sei, um mit seiner Geliebten glücklich leben zu können.“

Ein sonderbarer Scherz.

Eines Tages verbreitete sich in Vincennes das Gerücht, daß man einen jungen Menschen im Gehölz aufgehängt gesehen, dessen Leichnam von einem großen Hunde bewacht werde. Während ein Theil der Spaziergänger sich entsezt schleunigst entfernte, eilten Andere an die bezeichnete Stelle. In der That erblickte man den Körper des jungen Mannes, der an dem Hauptzweige einer Eiche hing. Einer der Parkwärter näherte sich demselben, um den Strick zu durchschneiden. Wie fuhr er aber zurück, als der Hängende ihm einen Fußtritt versetzte, während der Hund ihn gleichzeitig in's Bein biß. Als er zurückgesprungen war, blieb der Erhängte wieder unbeweglich. Einer der Zuschauer erklärte diese Erscheinung für eine unwillkürliche Muskelzusammenziehung. Bei einem neuen menschenfreundlichen Annäherungsversuche erntete der Wärter aber einen neuen Fußtritt als Lohn und vernahm zugleich ein deutliches Lachen über seinem Kopfe — es war der Erhängte, der lachte! Da merkte man den Betrug. Das Band um den Hals war nur zum Scheine umgelegt und that ihm kein Weh, da ein zweiter Strick unter den Armen die Last des Körpers trug. So hatte er mit großer Geduld eine Stunde lang gehalten, um — den Spaziergängern einen kleinen Schrecken einzujagen. Zur Erholung von der Anstrengung des Hängens ließ man den sonderbaren Schwärmer einige Tage — sitzen.

Jemand hatte einen faulen und einen fleißigen Sohn. Letzterer fand auf einem Geschäftsgange, den er in aller Frühe unternommen hatte, eine volle Börse mit Geld. Der Vater, der diese Gelegenheit benutzen wollte, den Faulen zu ermahnen, ging zu ihm, weckte ihn, da er noch schlief, und sagte: „Siehst Du, mein Sohn, wenn Du nicht so lange schliefst, hättest Du diese schöne Börse finden können.“ — „Oho, Vater, Ihr irrt Euch,“ entgegnete gähmend der Langschläfer, „wäre Der, welcher die Börse verloren hat, nur länger im Bett geblieben, so hätte er sie gar nicht verloren!“